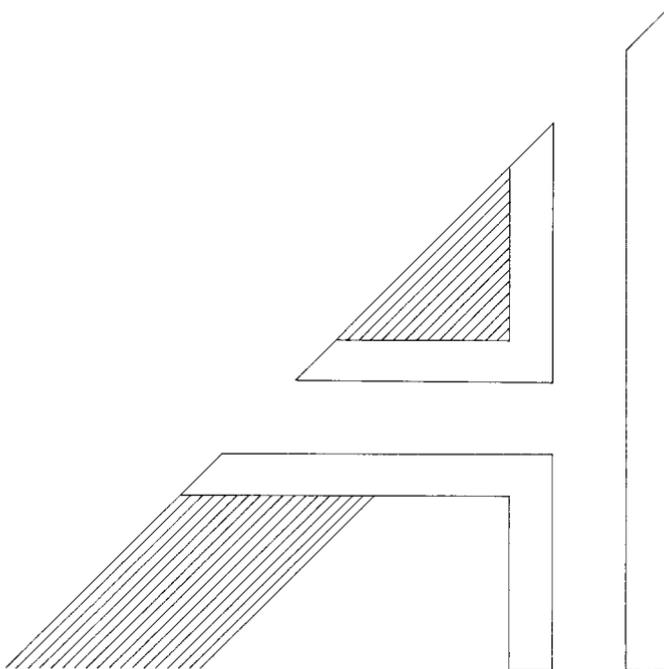


Das Böse ist relativ, das Gute absolut

**Verleihung des
Aleksandr-Men-Preises 2004
an Daniil A. Granin**



Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Kleine Hohenheimer Reihe
Band 47

Das Böse ist relativ, das Gute absolut

**Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 2004
an Daniil A. Granin**

Herausgegeben von
Abraham Peter Kustermann

INHALT

Abraham Peter Kustermann Vorwort	7
-------------------------------------	---

Preisverleihung 2004

<i>Abraham Peter Kustermann</i> Zehnte Verleihung des Aleksandr-Men-Preises Begrüßung	9
---	---

<i>Gebhard Fürst</i> Es schließt sich ein Kreis Grußwort	17
--	----

<i>Ekaterina U. Genieva</i> Barrieren durchbrochen Grußwort	21
---	----

<i>Boris N. Chlebnikow</i> Ein Anlass zurückzublicken Grußwort	25
--	----

<i>Friedrich Hitzer</i> Rache kann nicht Freude schaffen, aber wer sucht, der findet ... Laudatio	29
--	----

<i>Günther Bien</i> Preisverleihung	53
--	----

<i>Daniil A. Granin</i> Das Böse ist relativ, das Gute absolut	55
---	----

Даниил А. Гранин Зло относительно, добро абсолютно	61
---	----

Rednerin und Redner	66
---------------------	----

Anhang

Daniil A. Granin	
Biografische und bibliografische Hinweise	67
Friedrich Hitzer	
Biografische und bibliografische Hinweise	70
Der Aleksandr-Men-Preis seit 1995	72
<i>Daniil A. Granin</i>	
Die Weinrebe	75

Vorwort

Bei seiner zehnten Verleihung am 22. November 2004 in Stuttgart verband sich der Aleksandr-Men-Preis fühlbarer als zuvor wieder mit dem unmittelbaren Lebenskreis seines Namensgebers:

Der 85-jährige Laureat, der Sankt Petersburger Schriftsteller und Humanist Daniil Aleksandrovič Granin, hatte einer Delegation von Schriftstellern aus Russland angehört, die sich vom 3. bis 18. Mai 1990 zu einer Begegnung mit deutschen Schriftstellern im Tagungshaus Weingarten der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart aufhielt („Deutsch-Sowjetisches Literatursymposion“), darunter auch Erzpriester Aleksandr Men, der am 9. September desselben Jahres Ermordete. Wahrscheinlich war Weingarten der letzte Ort, an dem beide lebend zusammen waren.

1991 hielt sich Daniil Aleksandrovič (privat) nochmals drei Wochen in Weingarten auf, und arbeitete dort einen in Russland vier Jahre zuvor (1987) Aufsehen erregenden Aufsatz („Milošerdje“ – Barmherzigkeit) um zu seinem Buch „Die verlorene Barmherzigkeit“ (1993). Seine gewachsene Liebe zu diesem Ort buchstabierte sich zudem in einem weiteren Text aus, der sich deshalb als „Beigabe“ am Ende dieses Büchleins nochmals abgedruckt findet („Die Weinrebe“).

Dieser biografische Kairos sowie die „kultur-ökumenische“ Präsenz Daniil Granins in all den Jahren seither in Deutschland rechtfertigte nach Ansicht der Jury die Verleihung des Aleksandr-Men-Preises an ihn speziell in dessen zehntem Jahr.

Der meiste Dank für die Dokumentation der Preisverleihung gebührt dem Freund und Laudator Daniil Granins, Friedrich Hitzer, den an ihrem Erscheinen mit einiger Verspätung allerdings keine Schuld trifft.

Die Danksagung des Preisträgers ist als literarisches Dokument von eigenem Rang, wie üblich geworden, hier auch im russischen Original abgedruckt.

Eine Reihe weiterer Notizen, für die sich R. Johanna Regnath hauptsächlich verdient gemacht hat, dürfte einer spezieller interessierten Leserschaft nützlich sein.

Stuttgart, im September 2005

Für die Jury des Aleksandr-Men-Preises
Abraham Peter Kustermann
Akademiedirektor

Abraham Peter Kustermann

Zehnte Verleihung des Aleksandr-Men-Preises

Begrüßung

Уважаемые дамы и господа!

Meine Damen und Herren!

Есть моменты, сами по себе почти ошеломляющие по своему достоинству. Десятое присуждение премии Александра Меня является для меня таким моментом. Всем Вам – из Германии, из России – сердечное спасибо за Ваш

приезд. Благодарю за то, что Вы оказываете честь отцу Александру Меню, убитому из-за своих христианских и гуманистических инициатив.

Es gibt Momente, die von sich aus fast überwältigende Dignität in sich tragen. Ich empfinde die zehnte Verleihung des Aleksandr-Men-Preises als solchen. Seien Sie für Ihr Kommen – aus Russland, aus Deutschland – herzlich bedankt. Bedankt dafür, dass Sie Vater Aleksandr Men, dem ob seiner christlichen und humanistischen Initiativen Gemordeten, die Ehre geben.

Zehnte Verleihung des Aleksandr-Men-Preises!

Es gibt Initiativen – auch viele gut gemeinte –, die es so weit nicht bringen. Wir dürfen dankbar sein (vielleicht auch ein bisschen stolz), dass der Aleksandr-Men-Preis in zehn Jahren einen guten Weg genommen hat. Er ist keineswegs nur gut gemeinte Initiative geblieben, sondern hat Gewicht entwickelt, er hat Ansehen gewonnen, er erfährt Aufmerksamkeit, in Russland wie in Deutschland. Und nichts hindert, ihm eine ausbaufähige Zukunft zuzutrauen.

Seit zehn Jahren erinnern er und der Akt seiner Verleihung

an den am 9. September 1990 unter bis heute ungeklärten Umständen ermordeten russisch-orthodoxen Erzpriester Aleksandr Men. Er wird jährlich an eine Person (oder Gruppe oder Institution) – bislang nur an Personen – verliehen, die sich um die interkulturelle Vermittlung zwischen Russland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses verdient gemacht hat.

Mit dem Namen von Aleksandr Men verbinden sich über den Preis seither die Namen von neun Preisträgern, die hier genannt werden dürfen mit Verneigung vor ihren auszeichnungswürdigen Verdiensten und in Dankbarkeit für die Prägungen, die sie dem Aleksandr-Men-Preis verliehen haben.

Die Preisträger waren:

- Dr. Kathinka Dittrich van Weringh, vormals Direktorin des Moskauer Goethe-Instituts (Preisverleihung in Weingarten)
- Lew Kopelew (†), Schriftsteller (Preisverleihung in Stuttgart bis 2000)
- Prof. Dr. Wolfgang Kasack (†), Slawist
- Tschingis Aitmatow, Schriftsteller, Botschafter seines Landes Kirgisien in Brüssel
- Gerd Ruge, Schriftsteller und Fernsehjournalist
- Michail S. Gorbatschow, Staatspräsident a. D.
- Dr. Otto Graf Lambsdorff, Bundesminister a. D. (die erste Preisverleihung in Moskau)
- Prof. Anatoli I. Pristawkin, Schriftsteller und Berater des Präsidenten der Russischen Föderation (Preisverleihung in Stuttgart)
- Dr. Alexander Steininger, Publizist, langjähriger Herausgeber der Zeitschrift OSTEUROPA (Preisverleihung 2004 in Moskau)

Es ist eine geradezu wunderbare Fügung, dass wir heute mit dem Kommen der ersten Preisträgerin noch rechnen dürfen

und der bislang letzte Preisträger unter uns ist: Kathinka Dittrich van Weringh und Alexander Steininger. Ganz herzlich willkommen!

Und nochmals geht die Erinnerung zehn Jahre zurück. Der Aleksandr-Men-Preis hat selbstredend mehr als *einen* Vater, mehr als *eine* Mutter. Mancherlei Quellen und Initiativen in Deutschland und Russland flossen zu seiner Stiftung zusammen. Ich möchte, nein: ich muss *einen* Namen aus allen jedoch mit besonderem Respekt und Dank nennen, weil ohne seine unbeirrbar Insistenz der Preis nie zu realer Existenz gefunden hätte: Herrn Bischof – damals Akademiesdirektor – Dr. Gebhard Fürst. Leider verbietet eine noch etwas unklare Erkrankung nach Rückkehr von einer Afrika-Reise Bischof Gebhard zu seinem eigenen größten Bedauern, heute selbst hier zu sein. Er hatte sich auf diesen Anlass sehr gefreut. Und so ließ er sich nicht nehmen, uns wenigstens ein Grußwort zu übermitteln, das Kollege Dr. Öhlschläger nachher verlesen wird. Herzlichen Dank dem Bischof, herzlichen Dank dem Prokurator!

Meine Damen und Herren, Sie dürfen Ihre Hände gerne nahe am Beifall lassen, denn auch im zehnten Jahr gilt es – nun endlich – den Laureaten des Jahres sehr herzlich bei uns zu begrüßen, der in Begleitung seiner Tochter Marina Chernyschewa aus Sankt Petersburg zu uns gekommen ist: Herzlich willkommen in Stuttgart, verehrter Daniil Alexandrowitsch Granin, und sehr herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Auszeichnung mit dem Aleksandr-Men-Preis des Jahres 2004!

Die Suggestion des zehnten Mals ließ uns nicht nur auf der Oberfläche des „großen“ Flusses zurückdenken, sondern noch den Verästelungen weit davor. Dabei spielten das Jahr 1990 eine besondere Rolle und der Ort Weingarten. Weshalb, wird sich heute Abend noch einlässlich erschließen, zusammen mit den Gründen, die uns die heutige Ehrung geradezu zur Pflicht machten. In der Zeit unmittelbar danach, 1991/1992, schrieb Daniil Alexandrowitsch – teilweise wieder in Weingarten – sein

Buch fertig „Die verlorene Barmherzigkeit“ (so der deutsche Titel 1993). Auf dessen letzter Seite setzt er sich mit dem alten Komsomolzen-Zynismus auseinander, das Gute müsse mit Fäusten und Gegenschlägen durchgesetzt werden. Seine Antwort: „Nein, das Gute, das mit Fäusten vorgeht, bringt nichts Gutes hervor. Das Gute ist schon Kraft genug, wenigstens aus dem Grund, dass es das Bewusstsein der Gerechtigkeit schafft.“

Dieser Satz könnte so auch von Aleksandr Men gesagt sein, den allerdings Fäuste trafen, die seinen Tod wollten. Wir dürfen ihn trotzdem gerne bei Daniil Alexandrowitsch Granin lassen, weil er zwei Brüder im selben Geist verbindet, bleibend bis heute.

Vielleicht wäre Daniil Granin für uns trotzdem ein „bekannter Unbekannter“ geblieben, hätte es da nicht schon sehr früh einen Übersetzer gegeben, dessen Übersetzungs-Arbeit nicht mit der letzten Textzeile endete, der vielmehr den übersetzten Schriftsteller selbst mit ins Gespräch bringen wollte bzw. – um konkret zu werden – Daniil Granin und andere in die Dialoge eingeflochten sehen wollte, die sich in unserer Einrichtung seit Mitte der 80er Jahre zwischen Deutschland und Russland entwickelten, erst zaghaft, dann mit immer stärkerem Schub. Die Freundschaft beider machte aus der Mitgift schließlich ein Kapital. Heute dürfen wir einen weiteren Höhepunkt erleben. Lieber Friedrich Hitzer, willkommen mit Ihrer Frau zusammen, und herzlichen Dank, dass Sie unserer Bitte um die Laudatio auf den heutigen Preisträger mit so offensichtlicher Lust und Liebe begegnet sind! Ich habe das Gefühl, Ihnen dadurch seit dem Frühsommer viel Zeit gestohlen, viel Arbeit aufgehalst zu haben. Und doch haben Sie unentwegt vom Glück gesprochen, mit der „Materie Granin“ so einlässlich beschäftigt zu sein, und von Ihrer Bewunderung für seine Person und sein Werk. Lieber Herr Hitzer, ich „fürchte“, wir haben Ihnen mehr zu danken, als wir wissen.

Wir – das sind die Jury des Aleksandr-Men-Preises und die ihn mit uns tragenden Institutionen in Russland und Deutschland, die nun ebenfalls herzlich begrüßt seien:

Frau Dr. Ekaterina U. Genieva, Direktorin der Bibliothek für Ausländische Literatur in Moskau, und mit ihr zusammen ihre Stellvertreterin, Frau Evgenija Rossinskaja. An dieser Stelle ist unbedingt der Erwähnung wert, dass Frau Genieva zusammen mit Daniil Alexandrowitsch als Ko-Präsidentin bzw. Ko-Präsident der Dmitrij Lichatschow International Charitable Foundation vorsitzt, die seit den 90er Jahren so etwas wie ein Modell der Moralität in Russland darstellt, mit einer Fülle kultureller und sozialer Aktivitäten. Herzlichen Dank vorab, liebe Frau Genieva, für Ihr Grußwort nachher!

Gern hätte ich begrüßt Herrn Boris Chlebnikow, den Vizepräsidenten der Europäischen Akademie für Zivilgesellschaft in Moskau, dem wegen akuter Erkrankung leider nur ein Gruß nach Moskau gelten kann. An seiner Stelle wird Frau Akademiedirektorin Elena Lerman dankenswerterweise ein Grußwort sprechen, für das sie auch von Herrn Alexej Slovesnyi, dem Chefredakteur der Zeitschrift für Ausländische Literatur in Moskau, mit beauftragt ist. Herzlich willkommen! Leider hat uns noch eine weitere kurzfristige Absage aus Moskau erreicht: die von Herrn Michail Men, Stellvertretendem Bürgermeister der Stadt Moskau, Sohn von Vater Aleksandr Men, der sich zunächst zusammen mit seiner Mutter Natalija Fjodorowna, der Witwe von Aleksandr Men, angekündigt hatte.

Das Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde an der Universität Tübingen unter Leitung von Prof. Dr. Dietrich Beyrau wird heute von Herrn Dr. Eberhard Müller vertreten – würdig vertreten –, und ich heiße auch Sie herzlich willkommen.

Und schließlich sei namentlich willkommen geheißen und für seine Mitwirkung bedankt der Vorsitzende des Kuratoriums

unserer Akademie, Herr Prof. Dr. Günther Bien, der die förmliche Preisbegründung vortragen und die Preisverleihung vornehmen wird.

Der Anlass legte nahe, zu Beginn eine längere Reihe von Namen zu nennen als üblich, was es ebenso nahe legt und vielleicht auch verzeihlich macht, mit der Nennung weiterer sparsam zu sein.

Stellvertretend für alle Vertreter von Staat und Kirche begrüße ich Herrn Regierungspräsidenten Hubert Wicker aus Tübingen, Mitglied unseres Kuratoriums, und Herrn Stadtdekan Prälat Michael H. F. Brock.

Wir danken herzlich, dass Abgeordnete unseres Landtags uns heute die Ehre geben; von einer Reihe Abgeordneter zum Deutschen Bundestag haben uns wegen der laufenden Sitzungswoche in Berlin Entschuldigungen und Grüße erreicht.

Im Kommen von Mitgliedern kommunaler und regionaler Vertretungskörperschaften – ehemaliger wie aktiver – sehen wir eine hohe Ehre, ebenso in dem leitender Persönlichkeiten hoher Bundes-, Landes- und Stadtbehörden. Vertreter des öffentlichen Lebens, von Wissenschaft und Kunst wissen wir immer gerne bei uns, nicht weniger schätzbar Mitglieder unserer synodalen kirchlichen Körperschaften und der unserer evangelischen Schwesterkirche.

Nicht vergessen seien die Mitglieder unseres Kuratoriums, ebenso wenig die des Akademie-Vereins der Freunde und Förderer, denen wir für die Bereitstellung des Preisgeldes in Höhe von bescheidenen 2.500 € besonders verbunden sind. Vielen Dank, Herr Vorsitzender Hermann Fünfgeld!

Drei Dinge braucht der Mensch, um feiern zu können, meine ich, und die seien deshalb zum kurzen Schluss noch angesprochen. Man braucht:

Ein freundliches Ambiente. Niemand sage, wir hätten es hier nicht gefunden. Und wer das Ritual unserer Preisverleihung kennt, weiß auch, dass die Liebenswürdigkeit und Großzügig-

keit dieses Hauses im weiteren Verlauf des Abends sich *sehr* menschenfreundlich fortsetzen wird. Sehr herzlichen Dank also der L-Bank, ihrem Vorstandsvorsitzenden, Herrn Christian Brand, und allen seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich so formidabel um uns kümmern!

Man muss sich verständlich sein. Dafür sorgen heute in gewohnter Qualität wieder Frau Bärbel Sachse und Herr Bernhard Duch, unsere Dolmetscher.

Den guten Ton, der universell verbindet: Musik. Das Duo Bettina und Frédéric Sommer trägt zu unserer Feier nicht weniger bei als manches gesprochene Wort. Sie haben begonnen mit zwei Sätzen aus der Sonate in c-Moll (BWV 1017) von Johann Sebastian Bach und werden uns nach den Grußworten weiter begleiten mit Musik russischer Komponisten der klassischen Moderne. Herzlichen Dank Ihnen!

Und nun nochmals Dank Ihnen allen für Ihr Kommen!

Спасибо!

Bischof Dr. Gebhard Fürst*

Es schließt sich ein Kreis

Grußwort

Verehrter, lieber Herr Granin,
sehr geehrter Herr Dr. Kustermann,
sehr geehrter Herr Professor Bien,
sehr geehrte Frau Genieva, sehr geehrte Frau Lerman,
sehr geehrter Herr Hitzer,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

gestatten Sie mir einen Ausflug in meine Erinnerungen als Akademiedirektor, Erinnerungen, die ich in drei Abschnitten gerafft vortragen möchte:

Es war im Mai 1990, als im schönen Tagungshaus in Weingarten ein deutsch-sowjetisches Symposium stattfand, bei dem auf deutscher Seite etwa Martin Walser, Hans Küng oder Friedrich Hitzer teilnahmen, von russischer Seite jedoch unter anderem Tschingis Aitmatov, Aleksandr Men und Daniil Granin vertreten waren. Es ging damals um den Austausch von Informationen, um ein wechselseitiges Sich-Kennenlernen, um Ansichten und Einschätzen von Problemen, um einen intensiven Dialog, der sich in Fortsetzung eines Besuchs in Moskau zuvor ergeben hatte.

In meiner damaligen Begrüßung ging ich auf die erwachende und wachsende Wiederentdeckung ein, die den humanen Gedanken und Grundüberzeugungen, Werten und Ideen gerade auch christlicher Provenienz in Russland wiederführe. Ich fügte damals Sätze an, die ich auch gerne heute wiederhole: „Wir wissen, dass besonders der Name von Daniil Granin hierfür steht. Sein dichterisches Werk öffnet auch uns wieder neu die Augen. Deshalb freuen wir uns, dass Sie, verehrter Herr Granin, unter uns weilen.“ In einem damals erschienenen

Presseartikel hieß es dann völlig angemessen: „Eine der Sternstunden des Symposiums war der Redebeitrag Daniil Granins. Seine mutigen, gerade den mythisch-verklärten Bereich der Sowjetwissenschaft thematisierenden Erzählungen haben ihn zu einem Schrittmacher kritischen Denkens werden lassen.“ Wie gefährlich solch kritisches Denken sein kann, mussten wir voller Erschütterung nur wenige Wochen nach dem Symposium erfahren. In einem kleinen Ort nahe Moskau wurde der russisch-orthodoxe Erzpriester und Verfasser zahlreicher theologisch-philosophischer Bücher Aleksandr Men ermordet. In der Zeit vor Gorbatschow als Dissident verfeimt, hatte Aleksandr Men es erst gewagt, sich mit seinen Ideen der Ökumene und Verständigung zwischen den Religionen und Konfessionen auch in seiner Heimat öffentlich zu äußern. Ich erinnere mich z.B. noch gut daran, wie ich mit Aleksandr Men während der Tage des Weingartener Symposiums eine Fahrt nach Stuttgart machte, wo er Kontakte zum dortigen Bibelwerk knüpfte und dabei Pläne entwickelte, eine entsprechende Einrichtung auch in Moskau zu etablieren. Doch dazu sollte es tragischerweise nicht kommen. Denn mit seinen engen Beziehungen zum westlichen Ausland hatte Aleksandr Men sicher auch den Argwohn erzkonservativer orthodoxer Kreise in seiner Heimat geweckt, besonders auch derer, die bis dahin eng mit den kommunistischen Machthabern zusammengearbeitet hatten. Ein wichtiger Gesprächspartner in der russisch-orthodoxen Kirche war mit Aleksandr Men ermordet worden, der inzwischen begonnene Dialog jedoch sollte durch diese erschreckende Tat nicht gefährdet werden können.

So möchte ich zwei Stränge erwähnen, die sich im unmittelbaren Anschluss an das Jahr 1990, das Symposium und den Mord entwickelten. Zunächst entstand sehr bald schon der Plan, die Ideen und Anliegen von Aleksandr Men aufzugreifen und seinen damaligen Mördern damit nicht das letzte Wort zu überlassen. In einer vertrauensvollen und unkomplizierten

Kooperation zwischen Deutschland und Russland, genauer zwischen Stuttgart und Moskau wurde die Idee verwirklicht, einen Preis einzusetzen und diesen nach eben dem Mann zu benennen, der wie kaum ein anderer für die Idee der Verständigung, des Dialogs und der Ökumene eingetreten ist. Preisträger waren seitdem unter anderem Lew Kopelew, Tschingis Aitmatov oder Michail Gorbatschow sowie auf deutscher Seite etwa Gerd Ruge, Wolfgang Kasack oder Otto Graf Lambsdorff.

Vom Symposium im Mai 1990 ging aber noch ein zweiter Faden aus, denn der damalige Teilnehmer Daniil Granin hielt sich 1991 im Sommer nochmals privat für drei Wochen in Weingarten auf und arbeitete in dieser Zeit einen Aufsatz mit dem Titel „Barmherzigkeit“ um, der bei seinem Erscheinen in Russland Aufsehen erregt hatte und der dann als „Die verlorene Barmherzigkeit. Eine russische Erfahrung“ bei Herder erschienen ist. In diesem Buch begibt sich Daniil Granin in mehrfachem Sinn auf eine Spurensuche seines eigenen Lebensweges. Sicher wird im Lauf dieser Veranstaltung noch genauer davon die Rede sein.

Für mich ist es aber eine schöne Fügung und eine wunderbar passende Entscheidung, dass mit Daniil Granin nicht nur einer der großen nonkonformistischen Dichter der russischen Gegenwartsliteratur mit dem zehnten Aleksandr-Men-Preis ausgezeichnet wird, sondern dass sich vielmehr mit ihm der Kreis zu jenem ersten Symposium in Weingarten schließt, das im Mai 1990 der eigentliche Ausgangspunkt der Geschichte dieses Preises gewesen ist.

Ich gratuliere auch im Namen der gesamten Diözese Daniil Granin sehr herzlich zum Preis und uns allen zu dieser Entscheidung!

* Das Grußwort wurde von Dr. Rainer Öhlschläger verlesen, da Bischof Dr. Gebhard Fürst durch Krankheit an der Teilnahme gehindert war.

Ekaterina U. Genieva

Barrieren durchbrochen

Grußwort

Im Rückblick auf die Geschichte des Aleksandr-Men-Preises mit seinen wunderbaren Preisträgern wurde mir bewusst, dass dieser Preis heute bereits zum dritten Mal einem Veteranen des Zweiten Weltkrieges – oder für Russen: des Großen Vaterländischen Krieges – verliehen wird. Die ersten zwei Preisträger waren Lew Kopelew und Otto Graf Lambsdorff.

Das Schicksal von Lew Kopelew ist ein besonderer Fall. Ausgebürgert und gegen seinen Willen kam er in die Bundesrepublik Deutschland, aber, Glück im Unglück: In Deutschland hat er seine zweite Heimat gefunden und schied aus dem Leben als Bürger zweier Staaten, als eine Persönlichkeit, die die Beziehungen und die gegenseitige kulturelle Bereicherung beider Völker verkörperte.

Otto Graf Lambsdorff und Daniil Granin kämpften auf verschiedenen Seiten der Front, und nach dem Krieg haben sie ihre Schicksale mit den historischen Wegen ihrer Länder verbunden: Lambsdorff als Politiker und Persönlichkeit des öffentlichen Lebens sowie als hervorragender Wirtschaftsfachmann, Granin als Schriftsteller und Vertreter des öffentlichen Lebens. Das Besondere dabei: Die Auseinandersetzung mit nationalen Problemen und Angelegenheiten, die Diskussion *pro domo sua* im wahrsten Sinne des Wortes brachte sie dazu, sich Gedanken zu machen über die Dimensionen diese *domus*. Es stellte sich heraus, dass das Haus sowohl die ganze Welt und Europa als auch Russland und Deutschland in ihrer gegenseitigen historischen Perspektive umfasste. Und diese Perspektive stand in der Vergangenheit im Zeichen der Entfremdung und Konfrontation und zeichnet sich gegenwärtig

durch gegenseitige Annäherung und Freundschaft aus. Das, was Graf Lambsdorff als Vorsitzender der deutsch-russischen Wirtschaftskommission und als Leiter des deutschen Entschädigungsfonds für ehemalige Zwangsarbeiter vollbrachte, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Daniil Granin nannte schon Ende der 50er Jahre nach seiner Reise in die damalige DDR in seinen Reisebüchern das deutsche Volk eine große Nation und trug seitdem als Vertreter des öffentlichen Lebens mit allen Kräften zur gegenseitigen Bereicherung des geistigen Erbes beider Völker bei sowie dazu, die offiziellen Kontakte zwischen beiden Ländern und die inoffiziellen, zwischenmenschlichen Beziehungen zu fördern.

Otto Graf Lambsdorff wurde der Aleksandr-Men-Preis in Russland verliehen, Daniil Granin bekommt ihn heute in Deutschland. So ist unser Protokoll, und in dem Fall scheint es mir richtig und sehr gerecht zu sein.

Die letzten Jahre hatte ich das Glück, in engem Kontakt mit Daniil Alexandrowitsch viel und fruchtbar zu arbeiten, und möchte an dieser Stelle seine zwei Lebenseinstellungen erwähnen, welche, wie mir scheint, den Ansichten von Vater Aleksandr Men sehr nahe stehen. Es ist, erstens, eine bewundernswerte Offenheit seiner Umwelt gegenüber, eine Ablehnung aller Barrieren, die der zwischenmenschlichen Annäherung, Verständigung und Begegnung im Wege standen. Das Streben eben, errichtete Barrieren zu durchbrechen und das Errichten neuer Hindernisse zu verhindern. Diese Qualität Daniil Granins als herausragende Persönlichkeit der Epoche der Perestroika ermöglichte es ihm, einen großen persönlichen Beitrag zur Erschaffung jener neuen gesellschaftlichen Atmosphäre zu leisten, die unter anderem den Fall der Berliner Mauer realisierbar machte.

Die zweite, philosophisch gesprochen, immanente seelische Eigenschaft von Daniil Alexandrowitsch ist seine besondere Zuneigung zum Menschen, die Verständnis, Mitgefühl, Barm-

herzigkeit und Hilfsbereitschaft in sich vereint. Diese Eigenschaft, die man mit dem lateinischen Wort *caritas* bezeichnen kann, war in hohem Grade auch für Vater Aleksandr charakteristisch. Sie ist zu jeder Zeit wichtig, aber besonders wichtig in diesen von so vielen Schatten verdunkelten Tagen. Ich bin froh, dass der Aleksandr-Men-Preis einem Menschen verliehen wird, der sich mit Fug und Recht Schüler und geistiger Ziehsohn von Aleksandr Men nennen darf.

(Übersetzung: Sergej M. Bojkov)

Boris N. Chlebnikow*

Ein Anlass zurückzublicken

Grußwort

Der Aleksandr-Men-Preis, mit dem heute der Schriftsteller Daniil Granin geehrt werden soll, wird zum zehnten Mal vergeben. Das ist das erste runde Datum für unseren Preis. Also auch ein Anlass zurückzublicken.

Im Winter 959 kamen Botschafter der Großfürstin Olga zum deutschen Kaiser Otto nach Frankfurt am Main mit der Bitte, einen Bischof zu entsenden, der die Kiewer Rus' christianisieren sollte. Seit dieser Episode wird die historische Chronik der deutsch-russischen Beziehungen geschrieben.

Im Vergleich zu dieser mehr als tausendjährigen Geschichte scheint die letzte Dekade ein verschwindend kleiner Zeitraum zu sein. Doch gerade dieses Jahrzehnt wurde von solch gewaltigen Veränderungen geprägt, dass Bundeskanzler Gerhard Schröder in seinem Beitrag für eine russische Zeitschrift unlängst feststellen konnte: „Nie zuvor in unserer Geschichte waren die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland so eng und entwickelt wie heute.“

Um die Ausmaße der erfolgten Veränderungen anzudeuten, sei daran erinnert, dass erst 1993 die Ausreisevisa für russische Staatsangehörige durch Inkrafttreten eines entsprechenden Gesetzes abgeschafft wurden. Die praktische Umsetzung der Reisefreiheit verlangte noch mehr Zeit. Davor haben nicht die Bürger selbst, sondern hohe staatliche Institutionen in jedem Einzelfall entschieden, wer, für wie lange und zu welchem Zweck ins Ausland reisen darf. Strenger Kontrolle und verschiedener Restriktionen unterlagen überhaupt alle Kontakte mit Ausländern. Asymmetrien in den Rechten und Freiheiten, im Zugang zu Informationen haben die Entwicklung

der deutsch-russischen Beziehungen über lange Zeit hinweg wesentlich eingeschränkt. Nicht nur hinsichtlich ihrer Breite und Intensität, sondern auch hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer Qualität.

Heute sind viele Dutzende, ja Hunderte von Regionen, große und kleine Städte oder Kommunen, Schul- oder Hochschulpartnerschaften unserer beiden Staaten an den intensiven deutsch-russischen Kontakten aktiv beteiligt. Genauer gesagt, solche Kontakte werden auf diesen Ebenen initiiert und getragen. Der deutsch-russische Austausch hat sich weitgehend demokratisiert und pluralisiert. Es ist kaum ein Großbereich der Politik, der Wirtschaft, der Kultur, der Wissenschaft und des sozialen Lebens, wo die Kooperationen zwischen den deutschen und russischen Partnern nicht bestehen oder sich nicht wenigstens anbahnen.

Nicht nur die Erweiterung der Basis und der Aktivitätsbereiche ist für unseren heutigen Austausch prägend. Auch Höhepunkte gehören dazu, was durch Programme der deutsch-russischen Kulturjahre 2003–2004 belegt wird.

Selbstredend bleiben noch viele Probleme ungelöst. Nicht alle Asymmetrien und Defizite, die uns oft aus der Vergangenheit überliefert sind, konnten beseitigt oder abgebaut werden. Dazu nur ein Beispiel aus dem Bereich, der mir besonders nahe liegt. Auf dem deutschen Buchmarkt sind momentan weit über Tausend Titel lieferbar, die sich mit Russland, seiner Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kultur beschäftigen. In jeder, auch der kleinsten Provinzbuchhandlung können Sie einen beliebigen von diesen Titeln bestellen. Dagegen bieten selbst die größten Moskauer Buchhandlungen ein ganz anderes Bild, obwohl an sich der russische Buchmarkt heute geradezu boomt. Nur Bücher zur Geschichte Deutschlands sind eine absolute Seltenheit. Sie werden keine Biographie eines aktiven deutschen Politikers entdecken. Es fehlt an geschlossenen Darstellungen der deutschen Wirtschaft oder des

deutschen Gesundheits- oder Bildungswesens. Ehrlich gesagt, wir haben oft lückenhafte Vorstellungen von der deutschen Geschichte und vom heutigen Deutschland, von den öffentlichen Diskussionen, die die deutsche Gesellschaft bewegen, von der Eigenart deutscher Regionen, vom deutschen Alltag. Das beeinträchtigt wesentlich unsere kollektive Kompetenz als Partner im deutsch-russischen Dialog.

Große Errungenschaften bei der Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen können nicht angezweifelt werden. Sie sind aber nicht selbstverständlich. Sie wären nicht möglich ohne Engagierte, ohne Enthusiasten, ohne Menschen, die hohes gesellschaftliches Ansehen genießen und über viel Überzeugungskraft verfügen. Hervorragende Leistungen solcher Persönlichkeiten zu würdigen, ist die Intention des Aleksandr-Men-Preises.

Die Zeitschrift *Inostrannaja Literatura* und die Europäische Akademie für Zivilgesellschaft gratulieren dem Schriftsteller Daniil Granin auf das Herzlichste zur heutigen Ehrung mit dem Aleksandr-Men-Preis.

Wir gratulieren aber auch Ihnen, werte Freunde, die schon oft mit uns zusammen die Laureaten gefeiert haben, zum ersten Jubiläum des Aleksandr-Men-Preises. Wir gratulieren allen, die die feierlichen Veranstaltungen hier in Stuttgart oder in Moskau organisieren und tragen. Besonderer Dank gebührt Bischof Gebhard Fürst, dessen Initiative und Einsatz vor zehn Jahren einen energischen Impuls für den jetzigen Erfolg des Aleksandr-Men-Preis gesetzt haben.

Abschließen möchte ich mit den Worten des deutschen Botschafters, Herrn von Plötz, der bei der letzten Preisverleihung an Alexander Steininger in Moskau betont hat: „Wer Tschingis Aitmatow, Lew Kopelew und Michail Gorbatschow, Anatolij Pristawkin auf russischer und Kathinka Dittrich, Wolfgang Kasack, Gerd Ruge, Otto Graf Lambsdorff und Alexander Steininger auf der deutschen Seite auszeichnen kann, setzt über

die Bedeutung der ausgezeichneten Personen hinaus einen eigenen kräftigen Akzent im deutsch-russischen Verhältnis.“

- * Das Grußwort wurde von Akademiedirektorin Elena Lerman verlesen; Boris Chlebnikow, der Vizepräsident der Europäischen Akademie für Zivilgesellschaft in Moskau, war durch Krankheit verhindert.

Friedrich Hitzer

Rache kann nicht Freude schaffen, aber wer sucht, der findet ...

Laudatio

Die Ehre, Daniil Granin öffentlich zu loben, verdanke ich Menschen in Weingarten, Stuttgart- Hohenheim und Rottenburg, die mir vor knapp zwei Jahrzehnten vertrauten und einen unbekanntem Erzpriester der russisch-orthodoxen Kirche an die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart einluden. Gleiches gilt für Freunde und Kollegen in Moskau, die mir versicherten, Aleksandr Men verkörpere auf einzigartige Weise die Wiedergeburt russischer Spiritualität aus den Katakomben des 20. Jahrhunderts. Das deutete ich so, dass weder die Mächte und Medien des Westens noch die Sowjetunion diesen Namen je erwähnten, weil er in kein Propagandaschema des Kalten Krieges passte. Vielleicht erinnern sich manche von Ihnen an die Bemerkung Roman Herzogs bei der Verleihung des Men-Preises an Lew Kopelew, er – der Bundespräsident – habe von diesem Erzpriester vor der Einladung nach Stuttgart noch nie gehört. Der Hinweis war deutlich. Man wusste also trotz der vielen Informationsquellen im Bundespräsidialamt nichts davon, wie es markante Persönlichkeiten der russischen Intelligenzija über Jahre hinweg zur kleinen Kirche des Predigers Aleksandr Men zog, um ihn anzuhören, ihm das Herz auszuschenken und stets starken geistigen Beistand zu finden. Nach den klaren Worten von Roman Herzog erhoffte ich mir, dass sich ein Verlag finde, der die Werke Mens für die deutschsprachige Welt erschließe und uns daran teilhaben lasse, warum der naturwissenschaftlich, historisch und theologisch umfassend gebildete Denker das geistige Rinascimento Russlands mitbewirkte.

Einer von ihnen, der diese Wiedergeburt über einen anderen Weg vorbereitete, der Schriftsteller und Denker Daniil Alexandrowitsch Granin, schrieb mir neulich auf meinen vorgezogenen, persönlichen Glückwunsch zur Preisverleihung 2004: „Auch für mich ist deine Teilnahme am Men-Preis ehrenvoll und befriedigend. Umso mehr die Laudatio. Im Verlauf von nunmehr zwanzig Jahren, vom Augenblick an, da die Gesellschaft *Miloserdie* geschaffen wurde, befasse ich mich mit dieser Sache und berühre dabei die große Mission, die Aleksandr Men auf sich nahm. Derzeit leite ich die Internationale Wohltätigkeitsstiftung Dmitri Lichatschow. Alle sagen mir: Wozu lädst du dir diese Bürde auf? Ich weiß es selbst nicht. Es hindert einen am Schreiben und Leben. Doch ohne dies verliert das Leben jenen kleinen Sinn, den es in sich trägt, denn von meiner literarischen Arbeit habe ich keine sehr hohe Meinung, sie entschwindet rasch im Nichts, das Gute wird irgendwo (wo, weiß ich nicht) bleiben, sollte bleiben!“

Lieber Daniil! Wenn ich deine Worte auf einem schmalen Blatt in der mir so vertrauten Handschrift hier Versammelten auf Deutsch vortrage, steht mir einer deiner Lieblingshelden bei. Dieser Held hat sich nie geändert, weil er dafür keine Zeit hatte und sich außerdem sagte: Wozu sich ändern, wenn die Menschheit sich nicht verändert? Josef, dein Gefährte wider alle Unvernunft, ja, der brave Soldat Schwejk, hat mir anvertraut: Sag deinem Freund in der Stadt, die jetzt wieder Petersburg heißt, er ist immer streng zu sich gewesen, auch unter Leningrads Vorzeichen, hat wie die meisten seiner Figuren nie aufgehört zu denken und zu suchen, und eben das hat ihn angespornt, Unglaubliches zu finden. Wenn man ihn im Meer der Bilder und Worte des Unsinnns nicht sofort sieht, verrät mir Josef Schwejk, dann musst du hinter ihm her sein – entdeckst du ihn, fängst du an, ihn zu bestaunen, sein Werk funkelt wie ein Diamant.

Das habe ich getan. Essays, Erzählungen, Novellen und Roma-

ne erneut gelesen, Sätze exzerpiert, Stil und Worte gewogen, Gedanken sortiert, montiert und danach ein Mosaik für die Hohenheimer Protokolle angefertigt. Damit denen ein wenig geholfen werde, die dich – laut Pass Daniil German, laut Œuvre Daniil Granin – womöglich nicht so gut kennen und nach deinen kunstvoll geschliffenen Gestalten noch Umschau halten. Schließlich beschert dein verzweigtes Werk allen am Lesen Interessierten immer wieder neue Entdeckerfreuden. Veraltet wirken allenfalls manche Klappentexte und Absatz orientierte Titeleien wie etwa *Peter der Große. Ein Roman über Russlands Glanz und Elend* statt – wie im Original – *Abende mit Peter dem Großen*, an denen Figuren der Neunzigerjahre über den immer wieder umstrittenen Reformzaren aller Reußen reden. Kurzum palavern, als nach dem Zerfall der Sowjetunion alles ins Rutschen kam, woran man sich in den vorangegangenen siebzig Jahren gewöhnt hatte. Und palavert wird da nicht im Palais, sondern im Sanatorium, einer Bruchbude, bei Wodka und Salzgurken, während der Souverän des Geschehens, der teils ironische, nie zynische und stets leidenschaftliche Beobachter menschlicher Schwächen und Stärken, auch und gerade unter den Mächtigen, während also Daniil Granin den Leser mit vierunddreißig ineinander verknüpften Preziosen seiner Erzählkunst überrascht.

Vielleicht wirke ich auf manche etwas überschwänglich, wenn ich sage, Granins Werke, die ich schon zuvor gelesen, einige davon sogar übersetzt hatte, gehören zu der Literatur, die über die Zeit ihrer Entstehung und Handlungsabläufe hinausreicht und deshalb immer wieder neu zur Welt kommen kann. Natürlich nicht von sich allein, sondern nur in den Menschen, die sich auf sie einlassen und das Lesen als wichtige Etüde geistigen Vergnügens üben. Bei mir selbst hat das mit einem Glückslos zu tun: In dem Jahrzehnt, das der „evolutionären Revolution“ im März bis April 1985 folgte, durfte ich an wichtigen Schnittstellen des Dialogs zwischen meinungsbildenden

Persönlichkeiten unserer Länder mitwirken. Die „evolutionäre Revolution“ setzte ein anderer Freund ins Szene: Man nennt ihn den Architekten der Perestroika, Alexander Jakowlew, der zweite Mann neben Michail Gorbatschow, der weit über den Katakomben Aleksandr Mens residierte, nämlich im Zentrum der Macht des eurasischen Sowjetsystems, dem Politbüro der KPdSU, von dort leitete dieser andere Alexander aus dem Dorf Koroljowo den Aufbruch zur Freiheit. Jakowlews Autobiographie übertrug ich in enger Zusammenarbeit mit dem Autor an deutsche Ufer, was dazu führte, dass ich mich nach vielen Jahren räumlicher Trennung von Daniil Granin plötzlich mit ihm in einem Buch vereint sah, das der Kongress der Russländischen Intelligenzija zum 80. Geburtstag von Alexander Jakowlew, im Dezember 2003, herausbrachte.

Finge ich damit an, die Agenda zwischen 1985 und 1995 aufzuzählen, wozu mir Daniil Alexandrowitsch mehr gab, als ich damals begriff, lässt mich das noch heute fast schwindlig werden. Angesichts der Euphorie um Glasnost und Perestroika trieb man sich bis an den Rand der Erschöpfung, im Glauben an die Erneuerung eines vermeintlich historisch prädestinierten Fortschritts aus den Destillieren von Marx, Engels, Lenin; reiste durch die Lande, westwärts-ostwärts, ostwärts-westwärts. Zumeist in hektischer Betriebsamkeit, als wäre nach jedem Meeting alles niegelagelneu im Leben. Aufreibende und zermürbende Lesungen mit Diskussionen folgten aufeinander, bei denen über den richtigen oder ganz und gar falschen Weg des Sozialismus parliert, die Zivilgesellschaft, Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität beschworen wurden. Insgeheim dachte ich mir damals: Da gibt es doch die Weisheit eines Florentiners – *il sorriso di Niccolò, ecco!* –, das Lächeln des Sekretärs Macchiavelli über alle, welche bei Machtfragen an das Gute glauben und von Niccolò zu hören bekommen: Ihr habt wohl zu viel Chianti getrunken. Doch für eine Welt ohne Atomwaffen, für das Überleben der Menschheit – die

Hauptlosung des Moskauer Forums im Februar 1987, zu dem Gorbatschow weltweit eingeladen hatte – wäre Macchiavelli persönlich nach Moskau geeilt, damit man die neuen Finten um Macht und Reichtum, ob an der Moskwa oder am Potomac, ein bisschen an Rhein, Seine, Themse und Tiber, schneller als ab 1917 zu durchschauen lerne.

Im Gewühl des Empfangs im ZDL, dem Zentralen Haus der Literatur, stieß ich seinerzeit auf Daniil Granin. Wir erinnerten uns an die Begegnung mit Aitmatow in einem Büro der DKP bei Frankfurt, wo im November 1985 hauptamtliche Funktionäre deutscher Provenienz die „weltberühmten sowjetischen Kulturschaffenden“ beklatschten und auf den „siegreichen Geist des Genossen Lenin“ schworen, der denen aber schon fast völlig entfliegen war. Boris Chlebnikow wird sich auch daran erinnern, teilten wir uns doch bei der Tournee mit Aitmatow die Aufgabe des Übersetzens, so wie wir das später in Weingarten, Mai 1990, taten. Daniil Granin, dem man eine andere Tour zum Hochleben des Realsozialismus abverlangte, standen damals die Haare zu Berge und die Zweifel ins Gesicht geschrieben ob dieser deutschen Gründlichkeit in Sachen Marxismus-Leninismus, der auch ein Pendant der Überlegenheit für *Freedom and Democracy* gegenüberstand. Im Besserwissen, welche Ordnung sich die Völker im Osten einrichten sollten, übertrafen sich deutsche Internationalkommunisten und Nationalkonservative mit ihren Gegenspielern an Newa oder Moskwa seit dem späten 19. Jahrhundert, zweimal aus Größenwahn; manche pflegen das bis heute noch, gottlob bloß verbal, aber immerhin wieder global und medial mit entsprechendem Echo aus manchen Winkeln Moskaus, die Kremlforscher ausleuchten.

Ich ziehe das Mosaik aus Leben und Werk Granins schon allein deshalb vor, weil unsere Begegnungen und Projekte ohne Hohenheim und Weingarten, wo es keine Besserwisserei gab, unvorstellbar sind. Einen weiteren Beleg für eine echte Erneuerung des Dialogs in barock-schwäbischer Umgebung bieten

die Hohenheimer Protokolle, Band 39, dem die Herausgeber – Gebhard Fürst, August Heuser und Rainer Öhlschläger – den treffenden Haupttitel gaben *Wechselbekenntnisse* und mit dem Zusatz untertitelten: *Aus einer Ost-West-Begegnung in turbulenter Zeit*. Dass die gleichen Beiträge aller Teilnehmer damals auch auf Russisch in der Zeitschrift *Inostrannaja Literatura* erschienen sind, machte diesen Dialog zu einem bis heute einzigartigen Ereignis, ja zu einem Vademekum für alle, die nach dem tragischen Ende Aleksandr Mens am 9. September 1990 beschlossen, den Geist zu bewahren und seither jährlich den Preis zu verleihen, den nunmehr Daniil Granin erhält.

Unsere Gemeinsamkeiten beruhen auf vielen Kontakten, Gesten und Zeichen. Ich erinnere an den Ausflug auf die Insel Reichenau an einem Tag im Mai, wo wir uns verlieben. Plötzlich forderte uns Aleksandr Men auf, ihm über die von der Frühlingssonne überflutete, breite Steintreppe zu folgen. Wir betraten eine Kirche, er führte uns zu einer Nische neben dem Altar, verwies auf eine Madonna und sagte: Diese Madonna hat uns der Papst geweiht. Men ließ offen, ob damit die Gläubigen Russlands gemeint waren oder alle Menschen, die nach langer Finsternis des militanten Atheismus zum Licht strebten. Ich weiß nicht mehr, wer dabei war, bin mir aber sicher in meiner Wahrnehmung, wie nah Granin bei Men stand. Jedenfalls verbinde ich diese beiden in meiner Erinnerung auch deshalb, weil Mens Worte in seiner letzten Vorlesung am 8. September 1990, also am Vorabend der Ermordung, die bedächtige Art Granins in seinen Äußerungen über Reue und Barmherzigkeit wachriefen. Ich entdeckte Mens Text jener Vorlesung in der *Literaturnaja Gaseta* vom 19. Dezember 1990 und brachte ihn in meiner Übersetzung für den Band *Wechselbekenntnisse* ein. Damit erhielten wir ein bewegendes Zeugnis, fast ein Testament Aleksandr Mens auf Deutsch, das überdies an jenem 8. September 1990 unter der Obhut von Ekaterina Genieva

gehalten wurde und somit alle vereinte, die am Ursprung unserer Begegnungen in Hohenheim und Weingarten standen und den Preis bis heute gemeinsam verleihen.

In seiner letzten Botschaft sagte Vater Aleksandr: „Es gibt eine Kraft, die Christus auf Erden zurückgelassen hat, wir bekommen sie gratis. Sie heißt Gnade. Es ist der Segen, den wir ohne unser Zutun erhalten.“ Das erinnert mich an meine erste Begegnung mit ihm beim Evangelischen Kirchentag in Westberlin, Juni 1989. Dank der aktiven Hilfe durch Nikolai Anastasjew und Boris Chlebnikow im Januar 1989 konnte ich der Vorbereitungsgruppe der EKD Aleksandr Men, den auch dort niemand kannte, vorschlagen. Die folgenden Einladungen der EKD ans Patriarchat in Moskau blieben lange unbeantwortet. Man bezweifelte schon die Existenz des Erzpriesters Men. Ich wandte mich erneut über Boris Chlebnikow an den damaligen Chefredakteur der *Inostrannaja Literatura*, Tschingis Aitmatow ... Auf diesem Umweg erhielt Aleksandr Men schließlich das Visum über den Schriftstellerverband der UdSSR. Als er am 7. Juni 1989 in Westberlin eintraf, setzte er sich, gekleidet in sein prachtvolles Priestergewand, an den Tisch, klopfte aufs Holz und sagte: Jetzt glaube ich, hier zu sein – der Bann ist vorbei.

Niemand glaubte damals an den Fall der Mauer ein halbes Jahr später. Im Gegenteil – man befürchtete eine Wiederholung des Massakers am Platz des Himmlischen Friedens in Peking, das seinerzeit die Begegnungen beim Westberliner Kirchentag überschattete, unter anderem mit Dorothee Sölle und Friedrich Schorlemmer – der Prediger in Luthers Kirche rechnete damit, dass man ihn wegen seines Redebeitrags nach der Rückkehr ins heimatliche Wittenberg verhaften würde.

Unvergesslich ist mir das lange Gespräch mit Men am 9. Juni 1989. Vor Mitternacht unter freiem Himmel am Ufer des Kleinen Wannsees. Schon der Name des Ortes machte mich als Deutschen beklommen. Men merkte das und sprach vom

Geschenk der Gnade. Er antwortete ruhig auf meine Fragen, die sich wie aus Dostojewskis Roman *Die Dämonen* anhörten, wollte ich doch wissen, warum er an Gott glaube und wann er das Gelübde des Priesters ablegte. Das sei zu der Zeit gewesen, als Chruschtschow verkündete, binnen zwanzig Jahren würden die Religionen überflüssig sein wie ein Kropf, worauf ich erwiderte, ich hätte mich damals aus Protest dem Marxismus zugewandt. Wir blieben stehen, fragten nach dem Tag unserer Geburt. Aleksandr Men präzisierte, als ich den meinigen nannte – 9. Januar 1935: Dann sind wir also, sagte er, unter Beachtung des Unterschieds zwischen gregorianischem und julianischem Kalender, Zwillinge unter dem Firmament – er war am 21. Januar 1935 zur Welt gekommen ... Seit diesem Abend spürte ich ein so tiefes Zutrauen zu Vater Aleksandr wie zu einem vom Schöpfer geschenkten Bruder, dass ich die Begegnung mit ihm in Weingarten, die ich ihm vorschlug, gar nicht erwarten konnte. In Weingarten waren die Tore zum Dialog weit geöffnet; dort hatte ich im September 1988 erlebt, wie man sich unterschiedliche *Wegstrecken mit Literaten* und der Tausendjahrfeier der Kiewer Rus' unter dem Motto „Um der Menschen willen. Begegnungen mit der Sowjetunion“ teilte, im Übrigen unter der Tagungsleitung von Abraham Kustermann und Rainer Öhlschläger. Danach, am 30. März 1989, schlugen mir die jungen Mitarbeiter der Akademie, Heuser und Öhlschläger, bei einem Mittagessen in Icking überm Isartal, unweit von Wolfratshausen, vor, eine Tagung mit Literaten aus der Sowjetunion zu betreuen, worauf ich spontan erwiderte, die Redaktion der *Inostranka* hierfür voll einzubeziehen. Ob das denn möglich sei? Können die frei und wirklich in eigener Verantwortung entscheiden? Wo Engländer von *trial and error* reden, sagen doch die Schwaben: *Probieren geht über Studieren*. Und wir waren ja fast alle Schwaben, ein bisschen Schiller, ein bisschen Hegel, Hölderlin und Schelling – kurzum: protestantische Katholiken. Die Termine Aitmatows im

Ausland, den Chlebnikow seinerzeit oft begleitete, kannte ich im Voraus. So arrangierten wir das entscheidende Treffen am 23. Juni 1989 im Münchener Edelrestaurant *Schwarzwälder*, bei einem guten Badener Tröpfchen, wo Rainer Öhlschläger und Boris Chlebnikow sich einigten, gemeinsam mit anderen in ihren jeweiligen moskowitzisch-schwäbischen Institutionen all das vorzubereiten, was uns für die *Wechselbekenntnisse* im Mai 1990 zusammenbrachte und eine innere Einkehr über zwei Sprachen – wenn man will: bilinguale Exerzitien – erleben ließ. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand die Begegnung zwischen Hans Küng, erstmals wieder an einer Stätte seiner Kirche, und Aleksandr Men, zum zweiten Mal in Deutschland, und einem ersten, protokollarisch nicht erfassten ökumenischen Konzilium mit Wahlverwandten des Wortes – den Schriftstellern Martin Walser, Dieter Lattmann, Peter Renz, den Literaturwissenschaftlern und Übersetzern Wolfgang Kasack und Albert Karelski, dem deutsch schreibenden Türken Pazarkaya und dem russisch schreibenden Kasachen Nurpeisow, dem Minsker Ales Adamowitsch, dem Litauer Algimantas Buchis aus Vilnius und Daniil Granin aus seinem Piter, wie die Stadt auch unter Leningradern vertraulich und liebevoll hieß, und anderen Persönlichkeiten, die, wie nachzulesen ist, sich aus den Irrwegen des Labyrinths im 20. Jahrhundert zu befreien und zu neuen Ufern gemeinsamer Zukunftsgestaltung aufzubrechen bereit waren.

Das klingt harmlos, wenn man bedenkt, dass unter uns Granin und Adamowitsch waren, die das *Blockadebuch* verfassten, das Mahnmal für einen von Hitler persönlich angeordneten Völkermord an den Menschen und der Stadt an der Newa mit ihren unverwechselbaren Traditionen der Baukunst und der Weltliteratur, die heute Daniil Granin, wie ich glaube, zu Recht als ein Klassiker seiner Generation noch zu Lebzeiten verkörpert. Was Granin dort ums Überleben kämpfend durchlitt, wo er nach 1945 als leitender Ingenieur für Kabelnetze das

Leben wieder in Gang brachte, dann schreibend und denkend gestaltete, möchte ich uns noch etwas nahe bringen und ihn als Zeugen des großen und kleinen Geschehens in seinem, unserem Jahrhundert mit Aleksandr Men verbinden.

Das Geschenk der Gnade, von dem Men mit Blick auf Christus sprach, hat seinen Widerhall im Bedürfnis nach Reue und Barmherzigkeit bei Granin. Daniil Alexandrowitsch redete in Weingarten vom Mangel an Reue der Menschen, die an den Repressionen beteiligt waren, vom Mangel an moralischen Vorbildern für die Jugend. Er scheute nicht zurück vor dem Appell an Zuspruch und Unterstützung von Seiten der Deutschen, ähnlich äußerte sich Ales Adamowitsch, der wie andere Teilnehmer von damals nicht mehr unter uns Lebenden ist. Was für ein Zutrauen, dachte ich mir, nachdem just Ales und Daniil in jungen Jahren die Auswirkungen der deutschen Vernichtungsstrategien am eigenen Leib erfuhren.

Ausgerechnet die beiden drückten die Hoffnung aus, bei einem nächsten Treffen in Weingarten nur zuhören zu wollen, wenn Deutsche aus Ost und West wieder zueinander fänden und wie sie, die Deutschen, dann dabei vorgehen würden. Ich erwähne das in unseren Tagen, da wir den fünfzehnten Jahrestag einer deutschen Revolution der Freiheit begehen – der friedlichen Revolution, die vom Osten unseres Vaterlands kam und in diesen Tagen des Gedenkens so viele Moderatoren der Medien alles Mögliche ansprechen lässt, aber selten die Tatsache, dass Einheit und Freiheit der Deutschen ab dem 9. November 1989 erst möglich wurden, weil in den Jahren zuvor der Aufbruch zur Freiheit in der Sowjetunion, vor allem in Russland, in Gang gekommen war, und zwar der Freiheit, die schon beim Staatsstreich des 7. November 1917 gewaltsam zertreten wurde, wie wohl man sich auch in Russland bis heute bewusst geblieben ist, dass der eigenen Tyrannei ab 1917 – also nicht erst seit Stalin! – die Versklavung durch die Fremdherrschaft unter dem Nationalsozialismus drohte,

als der Blitzkrieg ab Juni 1941 übers Land hereinbrach. Vor seinem 86. Geburtstag am 1. Januar 2005, zugleich der zweite, 60. Geburtstag, weil er 1945, also vor 60 Jahren, heil heimkehrte, fragte man Daniil Granin, der sich wie kaum ein Zweiter der deutsch-russisch-sowjetischen Kataklysmen seit langem gewärtig ist, warum *Der Untergang* – der Film über die letzten Tage Hitlers und dessen Gefolgschaft in der Reichskanzlei – ausgerechnet in Petersburg gefilmt wurde. Granin antwortete: „Es ist paradox, aber sehr traurig. Ebenfalls ist es traurig, dass unsere Stadt, die eben erst ihr 300-jähriges Jubiläum so prachtvoll gefeiert hat, nun als Militärdekoration dient, um Berlin 1945 darzustellen.“ Viel trauriger ist doch, so denke ich, dass der deutsche Zuschauer im Nachspann nicht ein Wort des Dankes an die Stadt und die Mitwirkenden des Filmes lesen kann, die einst von Deutschen für alle Zeiten ausgelöscht werden sollte.

Als wir uns im Juni 2000 in Berlin-Karlshorst trafen, wo die bedingungslose Kapitulation des Dritten Reiches unterzeichnet wurde, erzählte Daniil Granin den anwesenden Gästen des bescheidenen Festaktes der Erinnerung an das Datum, das so viele Namen bekam – Sieg, Befreiung, Stunde Null, Niederlage und jetzt Untergang –, wie er als Einundzwanzigjähriger mit einer Flinte aus dem Ersten Weltkrieg, die sich mehrere Mann zur Verteidigung Leningrads zu teilen hatten, bevor sich der Belagerungsring schloss, dastand: Er sei sich dennoch sicher gewesen, die überlegenen Deutschen am Ende zu bezwingen – sie kamen ja als Eroberer, aber wir, so Daniil, verteidigten unser Leben als Menschen, Stadt und Nation. Und er sprach, auch vor vier Jahren, so frei und ruhig, weil er seit 1941 beharrlich danach suchte, warum Deutsche die Stadt vernichten wollten, in der so viel gute deutsche Anteile steckten.

Was in ihm bis zum Bersten der Seele verborgen lag, hielt Daniil lange zurück.

Daniil Granin schrieb, nachdem er sich für den Beruf des

Schriftstellers entschied, sehr wenig über das, was er im Krieg durchmachte oder wie er das Überleben als zweite Geburt empfand. Dazu gehört auch die Vermählung unter deutschem Bombenhagel in Ostpreußen mit seiner Lebensgefährtin, der Majorowa, wie er selbst Jahrgang 1919, die 1945 die gemeinsame Tochter Marina zur Welt brachte. Marina ist heute mitten unter uns, und ich darf sie von meiner Schwester Waltraud in herzlicher Verbundenheit grüßen, auch sie kam 1945 auf die Welt. Während eines Bombenangriffs ...

Die Überwindung des Hasses auf den ehemaligen Todfeind bei Daniil Alexandrowitsch ist eine lange Strecke der Dialogsuche mit Deutschen, zunächst durch Reisebilder über den Dom zu Magdeburg, den in Naumburg, zu Johann Sebastian Bach, in Berlin, Weimar und Buchenwald. Meine Überschrift für die Laudatio – *Rache kann nicht Freude schaffen* – gehört Daniil, ich fand sie durch die Suchmaschine *google* und dachte dabei an die zahllosen, von Hand geschriebenen Berichte, die deutsche Heimkehrer aus sowjetischer Gefangenschaft verfassten: Ich habe sie damals, als Daniil seine ostdeutschen Reisebilder schrieb, in München als Werkstudent bei der Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Kriegsgefangenengeschichte getippt und erfuhr dabei, dass die einst gefangenen deutschen Soldaten und Offiziere Granins stille Fragen in vielem sehr klar hätten beantworten können. Mir bleibt hier zu erwähnen, dass die meisten, obwohl es ihnen in der Gefangenschaft schlecht ging, nicht – wie als Propagandadroge von Goebbels verschrieben – den Iwan hassten; sie haderten, erst zaghaft, dann bei wachsenden Zweifeln, mit den eigenen Obrigkeiten, die sinnlose Befehle in einem sinnlosen Krieg erteilten. Die Heimkehrer, vor allem Frontsoldaten, waren dankbar und verwundert, dass es den Gefangenen mit der kleinen Verpflegungsration besser erging als den Zivilisten ringsum.

Das Reisebild Granins, das um den Dom zu Naumburg und die

Statue der schönen Uta zu verorten ist, enthält das Gespräch mit einem Deutschen der DDR, den der Autor suchte – er wollte mit einem reden, der Leningrad während der Blockade bombardierte. Es liest sich als authentisches Gespräch und hat doch nicht stattgefunden. In der DDR gaben sich die meisten, gemäß kommunistischer Wunschbilder, so, als hätten sie auf Russen nie geschossen, nie das Land bombardiert und beim Rückzug verbrannte Erde hinter sich gelassen. Damals hätten Westdeutsche, hätte Daniil sie getroffen, auch nicht offen gestanden, wo sie Bomben abwarfen oder sich an schutzlosen Zivilisten aus Angst, Hass, Wut oder Verzweiflung rächten. Gegenüber uniformierten Amerikanern war scheinbar alles leichter, man war ja nun – im Kalten Krieg nach 1945 – auf der richtigen Seite, in Amerika haben Deutsche keine Städte und Dörfer ausradiert, nicht ganze Landstriche „von Juden gesäubert“, was als „Endlösung“ bei der Wannseekonferenz beschlossen worden war ...

Wer diesen Krieg überlebte, erst recht die Menschen, die aus Lagern heimkehrten, schwieg oft zwanzig bis dreißig Jahre, bevor sich traumatische Erinnerungen in Worten wiederfanden. Ich habe Granin intensiv gelesen, vor allem nach unseren persönlichen Begegnungen, deshalb will ich hier noch einen Grund nennen, den Daniil nicht kennt. Mein Vater, einfacher Landser, und der Patenonkel, zum Schluss des Krieges Oberstleutnant, kämpften beide in der Wehrmacht an der gefürchteten, verhassten Ostfront. Sie erlebten nicht die erfolgreichen Blitzsiege beim Angriffskrieg. Sie waren auf der Flucht, und es ist durchaus möglich, dass Bernhard, so hieß mein Vater wie ich mit dem zweiten Vornamen, von Panzern gejagt wurde, die Kommandeur Daniil German befehligte. Genauso wenig ist auszuschließen, dass Bernhards älterer Bruder, mein Onkel Otto, dank eines Kameraden eines um sechzehn Jahre jüngeren russischen Panzerkommandeurs, vielleicht des Daniil aus Leningrad, am Leben blieb, weil er ihn gefangen nahm,

als sich Onkel Otto in Königsberg vor den aufgestellten Fotos seiner zwei Töchter und Frau erschießen wollte. Warum nur? Wie dachten die Brüder Bernhard und Otto, mein Vater und der Patenonkel, damals? Man möge dazu anhören, was mir Vater mit Feldpost aus dem Osten zu meinem 10. Geburtstag 1945 im völlig zerbombten Ulm an der Donau schrieb: „Wenn der Krieg heute die Aufnahme ins Hitlerjungevolk nicht in jener Form stattfinden lässt wie sonst, so sind unsere unbarmherzigen Feinde daran schuld. Sie wollen alles Deutsche ausrotten. Wie sie es machen, hast Du mit Mutter und Elisabeth in Ulm, Deiner schönen Vaterstadt selbst erlebt. Aber sie werden ihr Ziel nie erreichen. Dafür bürgt uns der Führer! ... Lieber jetzt auf Stroh schlafen, als nach dem verlorenen Krieg nach Sibirien ziehen zu müssen.“

Als ich Ende 1958 aus Amerika, wohin ich auswandern wollte, nach Deutschland zurückkehrte, sagten mir Bernhard und Otto bei einem Familientreffen: Warum haben wir uns so hinter Licht führen lassen? Und noch etwas sagten sie: Wenn du uns vorwirfst, was wir falsch gemacht haben, dann hast du jetzt die Chance, alles von nun an richtig zu machen. Die Brüder starben zu früh, ich hätte ihnen, dem Vater und dem Patenonkel, gerne ein paar der Bücher Daniils zum Lesen gegeben und mit ihnen darüber geredet, waren doch beide zur Einsicht gelangt, dass sie einmal einem verbrecherischen Regime dienten – im Glauben an Feindbilder der Propaganda und aus tiefer Angst. Sie warnten mich nicht, als ich im ersten Programm des wissenschaftlichen und kulturellen Austausches zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion an die Lomonossow-Universität ging, was mich dann selbst, während äußerst turbulenter Zeiten, den Dimensionen der Angst zwischen unseren Ländern auslieferte und bis heute nach Erklärungen suchen lässt.

Ja, die erneuerte Lektüre der Granin'schen Werke belebt das Gedächtnis und stiftet zugleich zum Nachdenken über unsere

Zeit an, in der – einer Bemerkung William Faulkners folgend – die Vergangenheit nicht tot, ja nicht einmal vergangen ist. Ich rücke deshalb zurecht, was in den allgemeinen Formeln über die beiden Diktaturen auf deutschem Boden, der zwischen 1933 und 1945 im Dritten Reich und der zwischen 1948 und 1989 in der DDR, schwimmt. Für Daniil Granin konnte der Weg zu den Deutschen nur über den Teil unseres Vaterlands führen, wo die Kommunisten das Sagen hatten, die sehr wohl wussten und doch darüber schwiegen, dass die Internationale ihrer Genossen unter Stalin mehr zur Ader gelassen wurde als im Kampf gegen Hitlers Regime. Deutsche Kommunisten sahen sich in der Schuld gegenüber den Führern der Oktoberrevolution, die sie nicht schafften, dann weder Hitler noch die Präventivkriege Deutschlands verhinderten, insbesondere den gegen die Sowjetunion, um schließlich der Befreiung vom Faschismus unter dem „Vater aller Völker“, Dschugaschwili-Stalin, ihren Tribut zu zollen. Nicht nur Kommunisten oder Sozialisten – etwa als Mitglieder oder Wähler der PDS – sind noch heute dem Mythos verhaftet, dass Lenin und Trotzki, die Putschisten des Terrors von 1917, etwas Großartiges für die ganze Menschheit anstrebten, was angeblich erst der Verbrecher Stalin deformierte.

In Granins Werk wurden die Mythen des bolschewistischen Wahns Schicht um Schicht abgetragen. Noch selbst im Sog der stalinistischen Propaganda, als Stalin alles im Land unangefochten dirigierte, wehrte er sich gegen offenkundige Niedertracht und hatte dabei das Glück, im stolzen, von der deutschen Blockade gezeichneten Venedig des Nordens in die Literatur hineinzuwachsen mit so bedeutenden Persönlichkeiten wie Anna Achmatowa, Olga Bergholz, Michail Sostschenko, Jewgeni Schwarz, Dmitri Lichatschow, dem Nestor der russischen Geistesgeschichte im totalitären Staat, nicht zuletzt mit seinem Mentor und Entdecker in der Zeitschrift *Newa*, dem Schriftsteller und Redakteur Juli German, weswegen Daniil

German ab 1948 den Autorennamen *Granin* wählte. Mich erinnert das gewählte Pseudonym an *gran'*, das russische Wort für „Rand“ oder „Grenze“.

In der Einladung als Übersetzer Granins erwähnt, muss ich vor Ihnen meine Hommage an die ostdeutschen Frauen und Männer aussprechen, die den Löwenteil der Werke Daniil Granins für das deutsch lesende Publikum aus dem Russischen übersetzten. Es sind so viele, weil man sich in der DDR danach drängte, Granin zu übersetzen. Daniil überraschte die Ostdeutschen mit jedem Werk und wurde vorzüglich betreut vom Cheflektor Leonhard Kossuth bis 1989, danach von Christina Links. Kossuth beherrscht russisch wie deutsch und edierte ein bedeutendes internationales Literaturprogramm, im Geist des Antistalinismus. Er entkam den Repressionen – seine Frau, Charlotte, renommierte Übersetzerin aus dem Russischen, war einmal inhaftiert. Fast alle Werke von Daniil Granin, die mitunter zu Hause quengelnde Zensoren und Neider auf den Plan riefen, haben Leonhard Kossuth, danach Christina Links als umsichtige Lektoren betreut, bis der Verlag Volk & Welt vor zwei, drei Jahren aufhörte zu existieren.

Ich mache mich nicht zum Richter, wenn ich beklage, dass es eine bis heute schwer zu überschreitende Grenze für Deutsche gibt, ob im Osten oder im Westen. Sie betrifft das gesamte Terrain des so genannten linken oder rechten Geschichtsbildes über die Ereignisse des Jahres 1917 und danach – sie machen die Rezeption der späten Werke Granins für Deutsche nicht leicht. Seine Figuren entziehen sich den Schemata in der kollektiven Erinnerung der Deutschen. Zum Beispiel: Der Genetiker Timofejew-Ressowski, einer der bedeutendsten Sucher und Entdecker genetischer und biologischer Geheimnisse, überwintert im Berlin des Dritten Reiches, wird nach 1945 in den Gulag verbracht, von dort wieder herausgeholt – beide Male arbeitet er in Nischen der Diktaturen, die ihn nicht beseitigen, weil er vielleicht hätte nützlich sein können.

Da sind Deutsche in der Umgebung, die in einer ähnlichen Bewährungsprobe stehen – unter anderem berühmte Forscher aus der Gruppe um Niels Bohr, Werner Heisenberg und Albert Einstein, zunächst in Berlin, dann andere, nicht weniger bedeutend als Forscher, nach 1945 als Gefangene in Russland. Ein anderes Beispiel: Die Erfinder der Mikroelektronik, der Jude Joe und der Grieche Andrea, stammen aus armen Einwandererfamilien, sie sind voll des amerikanischen Elans im Forschen und Unternehmen, fliehen aber aus den USA nach Russland als Adepten kommunistischer Ideale, als Bewunderer Stalins, weil dieser das Monstrum Hitler besiegte. Nach abenteuerlichen Fahrten quer durch die Welt erreichen sie, verfolgt von CIA und FBI, das Land ihrer Träume, die allmählich platzen. In Russland werden sie unter falschen Namen geführt, entwickeln in Geheimlabors, hinter der Anschrift von Briefkastenfirmen, den ersten Personalcomputer der Welt, die erste Generation der Steuerungsmaschinen, der Speicherblöcke und Potentiometer, und werden somit als große Forscher wie in einem gigantischen Safe lebendig begraben. Der Roman *Flucht nach Russland*, in dem diese Geschichte erzählt wird, stülpt, selbst nach der Lektüre der Romane von Graham Greene oder John le Carré, alles um, was man sich unter Kaltem Krieg an Klischees gespeichert hat, vor allem nach dem Süßeln der seriellen Propagandacocktails im Fernsehen, an die man sich schon einen Tag später nicht mehr erinnert.

Granins Wege nach Deutschland kreuzen sich in Berlin, wo man im anspruchsvollen Verlag Volk & Welt sich mühelos auf Russisch über das sowjetische Paradigma in Literatur und Geschichte aussprechen konnte, doch wohl kaum über den anderen großen Petersburger, der im Berlin der Zwanzigerjahre zum russischen Schriftsteller wurde. Ich meine den zwanzig Jahre vor Daniil Granin geborenen Vladimir Nabokov, der aus tiefer Enttäuschung über das intellektuelle Deutschland nie mehr in unser Land zurückkehrte. Zu Nabokovs Berliner Zeit

jubelten die tonangebenden Eliten im Westen, vor allem in Deutschland, dem Experiment für den Neuen Menschen zu, 1917 proklamiert im Smolny zu Petrograd. Wie Ivan Bunin in Paris konnte Vladimir Nabokov es nie verwinden, dass das gebildete Westeuropa die Flüchtlinge aus Russland zwar aufnahm, aber übersah, dass diese Menschen vor Lenins und Trotskis Anordnungen des massenhaften Terrors im Namen der Weltrevolution geflohen waren. Die Geflohenen rissen darüber ihre Witze: Die Flüchtlinge in Paris sind die Pessimisten, die fast halbe Million in Berlin die Optimisten – der Spuk der Bolschewisten würde nicht lange dauern, der Heimweg von Berlin nach Petrograd oder Moskau ist kürzer als der von Paris. Wer hätte damals geahnt, dass Hitler und Goebbels die Deutschen mit Erfolg um die Fahnen des Antibolschewismus zu scharen wie auch gegen das Diktat von Versailles zu vereinigen wussten, um dann die kurzen Entfernungen für die Blitzkriege im Osten, erst diplomatisch, dann militärisch zu nutzen? Dass gerade deshalb Nabokov aus Berlin floh, wo die Mörder seines Vaters, rechtsmonarchistische Russen aus dem Dunstkreis der NSDAP in München, die verbliebenen russischen Emigranten im Auftrag der Gestapo nach Juden durchforsteten? Granins Suche nach den unerkannten Großen der Geschichte ist für mich so unglaublich kühn, weil er dadurch die Fäden verknüpft, die durch die Propagandamythen des 20. Jahrhunderts zerrissen und erst auf den Schlachtfeldern wieder schwach zu sehen waren, wo Millionen Befehle aus dem Arsenal von Vernichtungsstrategien ausführten. Granin kam von diesen Schlachtfeldern. Nabokov blieb davon verschont. In Amerika erinnerte sich Nabokov daran, wie nach 1933 Deutsche vor Hitler flohen, die nach 1917 die Bolschewiki nicht als Mörder des freiheitlichen Russlands ansahen, sondern als Vollstrecker eines sozialen Experiments. Wie etwa Lion Feuchtwanger, der in seiner Heimat München früher als andere das von Hass erfüllte Klima um Hitler diagnostizierte, aber 1937 beim Ge-

sprach mit Stalin im Kreml diesen als Retter der Zivilisation porträtierte, weil sich Dschugaschwili-Stalin, der „Weltführer des Sozialismus“, als der Antipode des Schicklgruber-Hitler, der „Weltführer der Rassenhygiene“, gerierte, obgleich die beiden Tyrannen darin wetteiferten, wer die eigenen Leute, von den Eliten bis zum Volk, am effektivsten in Schock und Schrecken hielt.

Den Stalinismus literarisch und politisch zu brandmarken, vereinte Granin mit seinem ostdeutschen Verleger und einer breiten, gegenüber dem Regime von Ulbricht bis Honecker durchaus kritisch eingestellten Leserschaft in der DDR, nicht zuletzt in der SED – deshalb konnte man, auch dank der Bücher des in der DDR viel gelesenen und beliebten Daniil Granin, die Revolution, die zum Sturz der Mauer führte, nicht mehr nach chinesischem Muster niederschlagen. Aber die Anfänge des Stalinismus im Staatsstreich von 1917 zu erkennen – noch immer heißt sie „Oktoberrevolution“, bewundert man den „guten Uljanow-Lenin“ und den „genialen Bronstein-Trotzki“ im Kontrast zum „blutigen Tyrannen Dschugaschwili-Stalin“ –, das verlangt von uns allen, ob in Deutschland oder in Russland, viel Sucharbeit nach der Wahrheit hinter Propagandamythen und Finessen – zum Beispiel nach den finanziellen Transaktionen aus Berlin, mit denen Uljanow-Lenin persönlich bis zum 6. Juli 1918 rund 60 Millionen Goldmark erhielt, um seinen terroristischen Bürgerkrieg in Szene zu setzen, damit Russland aus dem Krieg ausscheide. Diese Finten diplomatischer und politischer Täuschungen wirkten sich auch auf die Hierarchien der großen Kirchen des Ostens und des Westens aus, sie betreffen Graf Pacelli, den späteren Papst Pius XII., vor allem die ausgeblutete russisch-orthodoxe Kirche. Einer der wenigen, der diese Dimensionen tief und voll erfasste und die mit atheistischer Kascha abg gespeisten Menschen geistig faszinierte, war Aleksandr Men, der in Weingarten sagte: „Wenn uns der Geist erlischt, ob im Westen oder im Osten, werden wir

allmählich verfallen, ob unter den Bedingungen des Komforts oder der Armut.“

Daniil Granins Werk ist voller geistiger Reichtümer. Man findet in seinen kleinen und großen Formen der Erzählkunst, die er dialogisch und nicht monologisch anlegt, keine Fixpunkte der Agenda im Kreml, um den Kreml und um den Kreml herum, in den die meisten Medienmogule ihre Blicke bohren und fast nichts finden außer Klischees. Granin ist nicht ergiebig, wenn man von ihm wissen will, was vor oder nach Stalins Tod tatsächlich los war, vor oder nach der Rede Chruschtschows beim 20. Parteitag über Stalins Verbrechen, über die Perioden der verschiedenen Generalsekretäre, über Gorbatschow, die Perestroika und den Putsch 1991, über die Turbulenzen von Jelzin bis Putin. Da muss man sich an Jakowlew wenden, der aber, trotz der 32 Bände sensationeller Dokumente aus streng geheimen Archiven der bolschewistischen Herrschaft seit Lenin und Trotzki, ignoriert wird.

Nein, Granins Stoffe und Themen weisen eine erstaunliche Evolution auf, da gibt es kein plötzliches Verstummen, weder im Stil noch in der Wahl der Formen und Inhalte. Er ist auch einer der wenigen seiner Generation, die bis in die jüngste Zeit seinen nach dem Krieg eingeschlagenen Weg weiter gingen. Auch wenn Granin in einem Gespräch für *Argumenty i Fakty* vom 15. Oktober 1999 sagte: *„Ich wäre mein Feind, würde ich mir heute so begegnen, wie ich vor dreißig Jahren war“*, – spricht das nicht gegen die Gewissenhaftigkeit des Erzählers im Handwerklichen und den höchsten Ansprüchen nach dem Sinn seiner Kunst – schon vor vierzig Jahren, als er mit einem Schlag Aufsehen erregte und ungeachtet der Angriffe weitermachte. Seine Kunst gilt Menschen, die in kein Schema gängiger Moden und Macht passen. Seine Helden, wie ich schon andeutete, sind eher Antihelden, sie vollbringen Werke und wären, gäbe es nicht den Erzähler Granin, nur virtuelle Gestalten, womöglich reine Erfindungen. Doch genau das sind

sie nicht: Bei Granin paaren sich Authentisches und Phantastisches, beides ist der Vergänglichkeit und Vergesslichkeit abgerungen und folgt der Wahrheit des Lebens, der Details, der Psychologie und der Verhältnisse. Er bürstet auch gegen den Strich westlicher Klischees: Die Essays über Puschkin behandeln etwa die Frage nach den zwei Gesichtern Russlands nicht so, wie man das bis heute vorgesetzt bekommt – für Granin sind die „zwei Gesichter“ Russlands nicht Europa und Asien, sondern vor allem die Menschen in ihrer Zeit und unter der Macht, der sie in ihrem Trachten ausgeliefert sind.

Über all die Jahre finden wir bei ihm Gedanken, die ihre Aktualität nicht einbüßen. Im *Gemälde*, dem Porträt der Stadt „Lyko“, was auf „Baumrinde“ verweist, die ja bekanntlich eine verletzliche Innenseite hat, da ist zu lesen: – Wohin man blickt, überall ist das Gute verdammt ... Hauptsache ist, wir finden heraus, ob wir eine Seele haben ... Wenn nichts bleibt, dann ist es aus. Dann ist es mit jeder Hoffnung und Güte aus. Keinerlei Märchen. Nur noch Gewalt, List, Vorteil ... Ist das nur in Lyko so? Demgegenüber spricht ein anderer, dem die Allmacht der Technik alles ist: – Der Tag kommt, da die verfluchten Elementargewalten in unserer Hand liegen, der Himmel das tut, was wir brauchen, und er wird es nicht wagen, sich ohne Genehmigung zu rühren – wir werden die Wolken jagen, wohin wir es wollen. Nicht ein Regentropfen fällt ohne unsere Anweisung. Und der routinierte Manager eines Betriebs meint: – Sag mir, was für einen Sinn es hat, ein guter Mensch zu sein, wenn die guten Menschen zugrunde gehen? Sie haben es immer schwer. Du befolgst hohe Regeln, aber was hast du davon? Was erreichst du? Du machst es den Schurken leichter zu triumphieren ... Leitet dieser Manager nur einen sowjetischen Staatsbetrieb? ...

Granins Ur, russisch Subr, deutsch der Wisent, der einst Russlands Wälder als ungestümer Einzelgänger bevölkerte – hier ist Ur der Kosename des Genetikers Timofejew-Ressowski, der

die Grundlagen für die moderne Biologie und Gentechnologie wesentlich mitgeschaffen hat – dieser Subr-Ur sagt sich am Ende seines suchenden und entdeckenden Forscherlebens: – Der Mensch ist dabei, die Gleichgewichte in der Natur zu zerstören – man sucht darin nur die Leckerbissen. Die Alarmglocke vor dieser Zerstörung ist viel zu leise. Und Granin meint: Die Rätsel der Welt und des Lebens mögen gelöst sein, doch Ur erkannte, dass das wichtigste Geheimnis zu lüften nie jemandem gelingen würde, das tröstete ihn.

Ein schmales Buch mit dem deutschen Titel *Das Jahrhundert der Angst. Erinnerungen* heißt bei Granin schlicht *Strach*, das entspricht dem, was Engländer mit *German Angst* umschreiben. Ich denke, *Strach* und *Angst*, wie sie Granin auslotet, sind Zwillinge. Dem Original fehlt auch der Zusatz „Erinnerungen“, wemgleich der Verfasser die eigenen Zustände der Angst nicht verheimlicht, ihm geht es indes um die Grenzen, auf die kein Mensch Einfluss hat – auf das Dasein zwischen Geburt und Tod. Granin behandelt sehr knapp bekannte Namen unserer Zivilisation – Antigone und Kreon, den Philosophen Seneca, Lehrer des Imperators Nero, Sokrates nach der Verurteilung zum Tod und, gleichsam als Höhepunkt der Reflexionen: Christus vor der Hinrichtung, wo dieser bis auf den Grund menschlicher Angst sinkt, im Garten Gethsemane von Wehmut und Grauen erfasst ist, Angst hat vor Folter und Tod wie jeder Mensch. In der Hölle der Gottverlassenheit richtet sich Christus aber auf und findet die Kraft, sein Schicksal ohne Furcht zu empfangen.

Dem modernen Menschen, so Granin, sei dies bedeutungslos, dem wahrhaft Gläubigen indes biete Gottesfurcht als Ursprung der Weisheit Schutz. Die einen leben aus dem Geist der Liebe, durch die sie sich der Angst erwehren, die anderen befreit nichts von der sklavischen Angst der niederen Macht. In der Neuzeit wähten sich die Menschen frei vom Wahn der Hexenjagd im Mittelalter, gerieten aber unversehens in die Fänge der

Angst modernen Zuschnitts. Ich meine, weil es um *Angst* und *Strach* geht, dass die Menschen unter dem Bolschewismus und dessen Wahlverwandtem Nationalsozialismus ohne *Angst* und *Strach* nicht zu erklären sind. Ob wir künftig vor solcher Angst gefeit sind – angesichts der Unfassbarkeiten technogener Zauberlehrlinge im globalisierten Marktfundamentalismus, wovor George Soros nachdrücklich warnt –, beantwortet Daniil Granin, wie Aleksandr Men schon in Weingarten, Mai 1990, es tat – mit der Frage, die uns alle angeht, weil in dieser unvollkommenen Welt die großen Augen der Angst einen jeden anstarren können. Men erinnerte uns damals daran, dass der Mensch im Weltgebäude als eine Erscheinung des Geistes erschaffen wurde und es an ihm läge, ob er seiner Bestimmung treu bliebe, andernfalls würde sich Gott eine neue Menschheit erschaffen.

Lieber Daniil, Weggefährte und Freund, lass mich dir zum Aleksandr-Men-Preis von Herzen gratulieren. Zur Erinnerung überreiche ich dir mein Buch, das 1987 unter dem Titel *Zeitzeichen aus der Ferne* erschien. Es galt als Standardwerk über die euphorischen Aufbrüche vor knapp zwanzig Jahren, es enthielt als einziges die Moskauer Beiträge von Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Peter Ustinov, Graham Greene, Gregory Peck und vielen anderen aus dem Westen; aus dem Osten die von Vasil Bykau, Wenjamin Kawerin, Valentin Katajew, Dmitri Lichatschow, Viktor Astafijew, Ales Adamowitsch samt zahlreicher, von mir im Kreml aufgenommenen Fotos, darunter das von Andrei Sacharow kurz nach seiner Rückkehr aus der Verbannung. Vor allem enthält es deinen Beitrag, der uns in Weingarten weiter geleitete, das Essay *Über Barmherzigkeit*, aus dem dann ein völlig neues Buch wurde, in München von dir handschriftlich abgeschlossen, dort von Elena Ingleright abgeschrieben und vom Verlag Herder auf deutsch unter dem Titel *Die verlorene Barmherzigkeit* verlegt. Je ein Exemplar der *Zeitzeichen* erhalten etwas später: Bürgermeister Michail

Men, zur Erinnerung an den unvergessenen Vater Aleksandr, Bischof Dr. Gebhard Fürst, Dr. Abraham Kustermann, Dr. Rainer Öhlschläger, Dr. Ekaterina Genieva und Boris Chlebnikow – Karawanenführer an den Pforten des Escorial im schwäbischen Oberland, die sich weit öffneten, wo wir die grandiose Orgel von Gabler hörten, die Daniil Granin im Essay *Die Weinrebe* nachklingen ließ.

Günther Bien

Preisverleihung

Daniil Aleksandrowitsch Granin gilt seit Jahrzehnten unbestritten als eine der wichtigsten literarischen Stimmen in der Sowjetunion bzw. Russlands. Seine hohe schriftstellerische und gesellschaftliche Autorität bringt er in seinem Heimatland mit einem klaren politisch-moralischen Ziel ins Spiel:

Sein Wirken gilt der „Wiederherstellung der Gerechtigkeit“ als Basis allen staatlichen und gesellschaftlichen Handelns, und der Aufrichtung des Gedankens der Barmherzigkeit (miloserdje) als tätigen Herzschlag jedes Gemeinwesens.

Über alles – auch persönlich – erlittene Leid hinweg streckt er dabei seine versöhnende und brüderliche Hand nach Deutschland aus. Als einer der Ersten hat er in diesem Sinn – noch zusammen mit Vater Aleksandr Men – Gedanken über die „Ökumene der Kulturschaffenden“ zwischen Russland und Deutschland entwickelt, in vielen Begegnungen und bei vielen Gelegenheiten in Deutschland und Russland dafür geworben und sich unbeirrt für sie eingesetzt.

Deshalb gebührt Daniil Aleksandrowitsch Granin der Aleksandr-Men-Preis im zehnten Jahr seiner Verleihung, 2004, in ganz besonderer Weise.

Даниил Александрович Гранин уже десятилетиями, бесспорно, считается одним из важнейших голосов литературы Советского Союза и Российской Федерации. В своей родной стране он использует свой высокий литературный и общественный авторитет ради четкой политической и нравственной цели:

Его творчество нацелено на „восстановление справедливости“ в качестве основы всей государственной и

общественной деятельности, на возрождение идеи милосердия в качестве движущей силы любого общества.

Оставляя в стороне все страдания, в том числе и лично перенесенные, он протягивает Германии свою руку братства и примирения. Он был одним из первых, еще вместе с отцом Александром Менем, который стал развивать идею „Вселенского собора деятелей культуры России и Германии“, за которую он выступал и в поддержку которой он непоколебимо проявлял инициативу на многих встречах и мероприятиях, как в Германии, так и в России.

Поэтому в 2004 г., в десятом году присвоения Премии отца Александра Меня, Даниил Александрович Гранин в особенной мере заслуживает этой премии.

Daniil A. Granin

Das Böse ist relativ, das Gute absolut

In diesem Jahr bin ich nach Berlin zur Eröffnung einer Ausstellung eingeladen worden, die der Blockade Leningrads in den Jahren 1941–1944 gewidmet war. Dort geschah etwas, das einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat. Unter den Ausstellungsgegenständen befanden sich Briefe eines deutschen Offiziers, der eine MG-Schützenkompanie genau an dem Frontabschnitt befehligte, wo unsere Einheit lag. Man schrieb das Jahr 1941, es war Winter. Dann kam der Frühling 1942. In dieser Zeit schrieb er pünktlich alle drei bis fünf Tage nach Hause, an seine Frau. In Leningrad brach im November 1941, wie man weiß, der Hunger aus. Die Deutschen bombardierten die Stadt und beschossen sie mit schweren Geschützen, Tag für Tag, punktgenau. Die Briefe des Leutnants sind voll der Ungeduld, des Wunsches, endlich in die Stadt einzumarschieren und den „Iwan“ fertig zu machen. In ihnen eskaliert die Wut auf die Einwohner der Stadt, die die Stirn haben, Widerstand zu leisten. Sie hungern, sie sterben, aber sie kapitulieren nicht. Kein Wort des Mitgefühls, nicht ein einziges Mal kommt es ihm in den Sinn, dass die Soldaten der Wehrmacht für das militärische Ehrgefühl schandbar handeln.

Nach der Ausstellungseröffnung fand ein Gespräch statt, bei dem sich die Veranstalter der Ausstellung und die Tochter des Leutnants Heiner Geinz zu Wort meldeten.

Er fiel an der Front am 5. Mai 1942. Von diesem Zeitpunkt an wurde in der Familie der Vater zur Kultfigur, zum Helden erhoben, der seine Pflicht erfüllt hatte. Die Mutter nahm oft seine Briefe von der Front zur Hand, las sie den Kindern wieder und wieder vor. Die Tochter wuchs mit dem Gefühl des Stolzes auf den Vater heran, das Andenken an ihn war für sie heilig. Aber

irgendwie fiel ihr auf, dass die Mutter beim Vorlesen Passagen überspringt. Nach dem Tod der Mutter beschloss sie, diese Briefe selbst zu lesen. Das gelang ihr nicht, da sie in Sütterlin geschrieben waren. Sie lernte diese Schrift zu lesen, las alle 125 Briefe, und vor ihr entstand ein ganz anderes Bild vom Vater, es tauchte die Person eines eingefleischten Nazis auf. Sie berichtete uns davon, ohne Schonung des Andenkens an Vater und Mutter oder Schonung der eigenen Person. Der Entschluss zu einer solchen öffentlichen Selbstoffenbarung war ihr nicht leicht gefallen. Vor meinen Augen spielte sich ein seltenes, ein quälendes Schauspiel ab – sie nahm Abschied vom Vater, den sie über viele Jahre geliebt hatte, mit dem sie von Kindesbeinen an aufgewachsen war, und verurteilte ihn, ihre Mutter, ihre ganze Vergangenheit. Aus irgendeinem Grund brauchte sie diese Lossage.

Ihre Rede hat auf alle Anwesenden nicht nur nachhaltigen Eindruck gemacht, sondern, so glaube ich, diese auch dazu angehalten, auf das eigene Leben zurückzublicken. Ich habe versucht darzustellen, welche gewaltige innere Arbeit diese Frau geleistet hat. Jahre sind darüber hingegangen, um nicht nur das Verhältnis zum Vater, sondern etwas weit Größeres gedanklich neu zu erfassen.

Warum, fragt man sich, was hat sie dazu gezwungen, was war der Auslöser dafür, dass Inge Franken damit aus sich herausgegangen war?

Vielleicht ist die Deutung richtig, dass dies ein Akt des Gewissens, ein heimliches Gefühl gewesen ist, das uns innewohnt. „Aber was ist das denn für ein Organ, wozu braucht man es?“, habe ich mich gefragt. Was für einen Nutzen hat es, und wie viel besser könnte der Mensch ohne es leben? Diese Qualen, diese Gewissensbisse, diese Vorwürfe. Da sitzt in uns irgendein innerer Spion, der uns davon abhält, so zu leben, wie wir wollen. Irgendwer in uns bewertet die ganze Zeit jede unserer Handlungen. Das erste, was uns einfällt, ist, dass

das Gewissen für die zwischenmenschlichen Beziehungen biologisch notwendig ist, uns beim Zusammenleben hilft. Das Gewissen ist für die Gesellschaft nützlich. Aber ist es das auch für den Einzelnen? Das Gewissen weist uns darauf hin, was wir nicht tun dürfen, aber es gibt uns keine Handlungsvorgaben, was zu tun ist. Und doch hat es die Tochter des Leutnants Geinz dazu bewegt, den schweren Weg der Reue zu beschreiten, der sich über Jahre und Jahre erstreckt.

Die väterlichen Briefe bedurften eines Aktes des Begreifens. Er schreibt: „Der Iwan blutet hier aus ...“, „Petersburg ist eingeschlossen und hungert ... Bei uns richtet sich alles auf die Belagerung“, man schreibt den 14. Oktober 1941. Zwei Wochen später: „Gefangene und Überläufer sagen, dass die Lage in Petersburg verzweifelt ist. Die Tagesration Brot beträgt nur 100 Gramm. Fleisch und Butter sind längst ausgegangen. Wir haben Zeit, wenn sie sich nicht heute ergeben wollen, dann mit Sicherheit in vier oder sechs Wochen.“

An der Front wusste die Wehrmacht genauestens darüber Bescheid, was sich hinter dem Ring der Blockade abspielte. Das Oberkommando vernichtete in aller Ruhe die Bevölkerung durch Aushungern. Man beobachtete, wartete ab, bis sie sterben würden.

Im November 1941: „Nach dem letzten Versuch eines Durchbruchs sind die Russen merklich stiller geworden. Die Brotration ist den Soldaten auf 400 Gramm zusammengestrichen worden. Die Zahl der Überläufer nimmt ständig zu. Aber das Volk ist stur und zäh, also sollen sie dort doch meinetwegen verhungern.“

Im Dezember 1941: „Wenn die Stadt fällt, wird zweifellos die Hälfte der Einwohner sterben.“

Im Februar 1942: „Obwohl wir nicht mit einem schnellen Fall Petersburgs gerechnet hatten, machen diese Schweine keine Anstalten, sich zu ergeben, aber sie werden nicht umhin kommen ... einen langsamen Hungertod zu sterben.“

Wiederum ein paar Tage später: „Du wolltest wissen, wie wir gepflegt werden: Jeden Tag 50 g Butter, 120 g Wurst, 125 g Fleisch, dazu Reis, Erbsen, Nudeln. Außerdem Bohnenkaffee, Tee, Schokolade, Zigaretten, Konservenfrüchte und Konfekt.“ Während er sich an diesen Rationen delectierte, lebte er Seite an Seite mit dem Hungertod von drei Millionen Stadtbewohnern.

Es gibt Menschen, die glauben, dass das Gewissen zur Arterhaltung notwendig sei, ähnlich wie die Mechanismen der Furcht, des Zorns, der Freude, des Humors und dergleichen. Allerdings meine ich, dass, wenn es Menschen gibt, denen das Gefühl für Humor oder Freude fehlt, einem jeden Menschen ein Gewissen innewohnen muss, man braucht es nur zu erwecken. Sowohl der Gute als auch der Böse haben ein wie auch immer geartetes Gewissen, sonst könnte die Menschheit nicht überleben. Es ist der Beweis für die göttliche Herkunft des Menschen.

Man möchte das Gewissen als ein rein geistiges, sittliches oder, wenn man so will, religiöses Phänomen erklären. Es lebt nach den Gesetzen der Ethik, für das Gewissen ist das Wohl des Nächsten ein höheres Gut als das eigene Wohl. Daher auch die Selbstaufopferung, das Rechtsempfinden, die Barmherzigkeit, die Wohltätigkeit.

Die Marxisten versuchten den Beweis anzutreten, dass das Gewissen sozialer Herkunft sei: Die Armen haben eine Art von Gewissen, die Reichen eine andere, Demokraten und Monarchisten haben verschiedene. Tatsächlich hat der Mensch ein persönlichkeitsbezogenes Gewissen, unabhängig von seiner Parteizugehörigkeit oder seinem Stand. Man möchte glauben, das Gewissen sei gleichsam Gottes Stellvertreter. Aber es lebt im Menschen unabhängig davon, ob er an Gott glaubt oder nicht. Soziale Kategorien sind hier nicht von Belang.

Unlängst wurden interessante Ergebnisse von Versuchen mit Ratten veröffentlicht. Man gibt der einen Ratte Futter, doch

sobald sie zu fressen anfängt, erhält eine andere Ratte einen Stromschlag, so dass sie einen Schmerzenslaut ausstößt. Und das Ergebnis ist, dass ein Teil der Ratten bei dieser Versuchsreihe zu fressen aufhört, während andere ruhig weiter fressen. Ich glaube, dass keine der Ratten soziale Gründe hatte. Es scheint also, dass in jedem Geschöpf Gottes ein gewisses Etwas steckt, und hier spielen soziale Beweggründe keine Rolle. Dieses gewisse Etwas hat man entweder mit auf den Weg bekommen oder man hat es nicht.

Natürlich spielen die gesellschaftlichen Verhältnisse eine Rolle. Sie können das Gewissen einschläfern, das Gewissen eines ganzen Volkes in die Irre führen. Das geschah in Russland. Nach dem Fall des Stalin-Regimes wurden Hunderttausende rehabilitiert. Sie kehrten aus den Lagern zurück. Man machte die Denunzianten, Verleumder, Untersuchungsrichter und diejenigen, die geschlagen und gefoltert hatten, ausfindig; die Staatsanwälte und Richter, die Unschuldige verurteilt hatten – auch dies waren Hunderttausende. Sie bereuten nichts, streuten sich keine Asche aufs Haupt. Die kommunistische Ideologie nahm von Anfang an eine Generalamnestie vor – im Namen der sozialistischen Sache war es eben notwendig gewesen. Der Sowjetmensch sollte an die Weisheit der Partei glauben, die sich nicht irrt. Damit war der Einzelne jeder Verantwortung enthoben.

Das Gewissen hat man klug, ja zynisch gesteuert und sich dabei gleichsam von Gewissensbissen frei gemacht. Wahrscheinlich gibt es Menschen mit unterentwickeltem Gewissen genauso, wie es Menschen gibt, die von Geburt taub sind oder verschiedene Gebrechen haben. Doch trotzdem schlägt irgendwann die Stunde, sei es durch Krankheit, im Alter, an irgendeiner Station im Leben, in einer Krise, und dann präsentiert einem die Seele die Quittung. Vielleicht ist es das Gedächtnis, eine unnötig zugefügte Beleidigung, ein Betrug, eine Gemeinheit, eine nicht wieder gutzumachende, tiefe Sünde.

Der Verlust des seelischen Friedens, wenn schon nichts mehr wieder gutgemacht werden kann, ist eine furchtbare Strafe. Im Übrigen kommt die Strafe oft zu spät, trifft nicht die Väter, sondern die Kinder. Ich glaube, dass dies unumgänglich ist, das Böse muss irgendwie vernichtet werden, sonst verschlingt es die Welt. Der Mensch ist besser als die von ihm geschaffenen Einrichtungen. Das Böse ist relativ, während das Gute absolut ist. Früher oder später fordert das Gewissen seinen Tribut. Das war mit der Tochter des Leutnants Geinz geschehen – 62 Jahre nach seinem Tod an der Leningrader Front.

Die heutige Feier zu Ehren von Vater Aleksandr Men ist der Triumph eines großen Helden, der sich nicht davor fürchtete, den Gläubigen den Weg zum wahren Leben in Christus auf einer durch den Atheismus ausgetrockneten Welt zu bahnen.

(Übersetzung: Bernhard Duch)

Даниил А. Гранин

Зло относительно, добро абсолютно

В этом году я был приглашен в Берлин на открытие выставки, посвященной блокаде Ленинграда в 1941-44 годах. Там произошло событие, которое произвело на меня глубокое впечатление. Среди экспонатов выставки были письма немецкого офицера, он командовал пулеметной ротой на том самом участке фронта, где стояла наша часть. Был 41 год, зима, затем весна 42 года. Все это время он аккуратно, каждые 3-5 дней, писал домой, жене. В Ленинграде с ноября месяца 1941 года начался, как известно, голод. Немцы обстреливали город из тяжелых орудий и бомбили, все это ежедневно, пунктуально. Письма лейтенанта полны нетерпения, желания наконец войти в город и покончить с „Иваном“. В них нарастает злость к жителям города, которые смеют сопротивляться. Голодают, умирают и не капитулируют. Ни слова сочувствия, ни разу не задумывается он над тем, что солдаты Вермахта совершают позорное для военной чести дело.

После открытия выставки состоялось обсуждение. На нем выступали организаторы выставки, и выступила дочь лейтенанта Хейнера Гейнца.

Он погиб на фронте 5-го мая в 1942 году. С тех пор в семье установился культ отца, героя, исполнившего свой долг. Мать читала и перечитывала детям его письма с фронта. Шли годы. Дочь вырастала с гордостью за отца, память об отце была для нее священна. Но как-то она заметила, что мать, читая, делает пропуски. После смерти матери она решила перечитать эти письма. Не получилось, потому что они были написаны готическим шрифтом. Она освоила шрифт, прочла все 125 писем, и перед ней возник иной

образ отца, появилась личность отъявленного нациста. Она рассказывала нам об этом без пощады к памяти отца и матери, и к самой себе. Не так просто было ей решиться на такое публичное откровение. Передо мной происходило событие редкое, мучительное – она прощалась с тем отцом, которого много лет любила, росла с ним с детства, она судила и его, и свою мать, все свое прошлое, ей зачем-то нужно было это отречение.

На всех ее выступление произвело не просто большое впечатление, но, думаю, заставило оглянуться на собственную жизнь. Я пытался представить, какую огромную внутреннюю работу проделала эта женщина. Годы ушли на то, чтобы переосмыслить свое не только отношение к отцу, но нечто большее.

Зачем, что заставляло, что побудило Инге Франкен выступить с этим?

Может быть, правильно определить это как действие совести, таинственное чувство, которое живет в нас. В самом деле, что это за орган, зачем он? – спрашивала себя. Какая польза от него, куда лучше жилось бы человеку без него. Терзания, угрызения, укоры. Сидит в нас какой-то соглядатай, мешает нам жить как хочется. Кто-то внутри все время дает оценку любым поступкам. Первое что приходит в голову, что совесть биологически необходима для человеческих отношений, помогает сосуществованию. Совесть полезна обществу, но полезна ли она субъекту? Совесть указывает, что нельзя делать, однако, не дает нам указаний как поступать. Но это она побуждала дочь лейтенанта Гейнца проделать сложный путь покаяния длиною в годы и годы.

Письма ее отца требовали осмысления. Он пишет: „Иван здесь истекает кровью ...“, „Петербург окружен и голодает... У нас все нацелено на осаду“, – это 14 октября 41 года. Через две недели: „Пленные и перебежчики говорят, что положение в Петербурге отчаянное. Ежедневная норма

хлеба составляет лишь 100 граммов. Мясо и масло давно кончились. У нас время есть, если сегодня не хотят сдаваться, то через четыре и шесть недель уж точно“.

На фронте Вермахт отлично знал, что происходит за кольцом блокады. Командование спокойно уничтожало голодом население. Наблюдали, ждали, пока вымрут.

В ноябре 1941 года: „После последней попытки прорыва русские заметно поутихли. Порция хлеба солдат сокращена до 400 граммов. Перебежчиков становиться все больше. Но народ упрям и стоек, так пусть они там и умирают с голоду“.

Декабрь 1941: „Когда город падет, несомненно, половина жителей вымрет“.

Февраль 1942: „Хотя мы не рассчитывали на скорое падение Петербурга, эти сволочи сдаваться не намерены, но они вынуждены будут ... медленно умирать от голода.“

А через несколько дней: „Ты хотела узнать, как нас кормят: каждый день 50 гр. масла, 120 гр. колбасы, 125 гр. мяса, еще рис, горох, макароны. Кроме того, натуральный кофе, чай, шоколад, сигареты, консервированные фрукты, конфеты“.

Наслаждаясь таким рационом, он жил рядом с голодными смертями трех миллионов горожан.

Некоторые считают, что совесть нужна для выживания вида, подобно механизмам страха, гнева, радости, юмора и т.п. Однако, думается, что если есть люди лишённые чувства юмора, радости, то совесть должна быть свойственна каждому, ее надо пробудить, и в добром и в злом есть в каком-то виде совесть, иначе человечество не могло бы выжить, она – свидетельство о божественном происхождении человека.

Совесть хочется объяснить как явление чисто духовное, нравственное, или, если угодно, религиозное. Она живет по этическим законам, для нее благо ближнего дороже личного.

Отсюда и самопожертвование, и праведность, и милосердие и благотворительность.

Марксисты доказывали, что природа совести социальная, у бедных она одна, у богатых другая, у демократов и у монархистов – разная. На самом деле существует личностная совесть человека, независимая от его партийности, от его положения. Хочется считать, что совесть, как бы, представитель Бога. Но она живет в человеке независимо от того, верит он в Бога или нет. И социальные категории тут не при чем.

Недавно опубликованы интересные результаты опытов над крысами. Одной крысе дают корм, но как только она начинает есть, другой крысе включается ток, и она кричит от боли. Так вот, часть крыс при этом переставала есть, другие же спокойно продолжали. Думается социальных мотивов ни у кого из них не было. Выходит, в каждой Божьей твари есть нечто, и тут социальные начала не причем. Это нечто дано, либо не дано.

Конечно, общественные условия влияют. Они могут загасить совесть, одурачить совесть целого народа. Так произошло в России. После падения сталинского режима были реабилитированы сотни тысяч людей. Возвращались из лагерей. Выявились доносчики, клеветники, следователи, те, что избивали, пытали; прокуроры, судьи, те, что осуждали невинных, - их тоже сотни тысяч. Они не каялись, не посыпали себе головы пеплом. Коммунистическая идеология с самого начала провела всеобщую амнистию – так надо во имя дела социализма. Советский человек должен был верить в мудрость партии, которая не ошибается. Вся ответственность с индивидуума была снята.

Совестью управляли умело, цинично, как бы избавляя от угрызений. Наверное, есть люди с неразвитой совестью, так же, как есть люди глухие отрождения, с разного рода пороками. Но все равно наступает час, будь то болезнь, старость, какая-

то остановка жизни, кризис, и тут душа предъявляет счет. А может, память, обиды, нанесенные напрасно, обман, подлость, грехи горькие, непоправимые. Утраты душевного мира, когда ничего уже не возместить, страшное наказание. Впрочем, наказание часто запаздывает, настигает оно не отцов, а детей. Думаю, что происходит это неизбежно, зло должно как-то уничтожаться, иначе оно поглотит мир. Человек лучше, чем созданные им учреждения. Зло относительно, в то время как добро абсолютно. Рано или поздно совесть берет свое. Так произошло с дочерью лейтенанта Хейнера Гейнца спустя 62 года после его гибели на Ленинградском фронте.

Нынешняя церемония в честь памяти Отца Александра Меня есть торжество великого подвижника, который не убоился открывать верующим путь к истинной жизни во Христе на иссушенной атеизмом земле.

Rednerin und Redner

Günther Bien, Prof. Dr., *1936, Vorsitzender des Kuratoriums der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Boris N. Chlebnikow, *1943, Vizepräsident der Europäischen Akademie für Zivilgesellschaft, Moskau, Verleger

Gebhard Fürst, Dr., *1948, Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, bis 2000 Direktor der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Ekaterina U. Genieva, Dr., Generaldirektorin der Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau

Daniil A. Granin, *1919, Schriftsteller (siehe auch die folgenden Seiten)

Friedrich Hitzer, *1935, Schriftsteller und Übersetzer

Abraham Peter Kustermann, Dr., *1944, Direktor der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Anhang

Daniil A. Granin

Biografische und bibliografische Hinweise

Daniil Aleksandrowitsch Granin (eigentlich German) wurde am 1. Januar 1919 in Wolyn (Gebiet Kursk) als erster Sohn eines Försters und einer Schneiderin geboren. In den 20er Jahren wohnte die Familie in Leningrad. Sein Vater wurde in den 30er Jahren im Zuge der „Stalinschen Säuberungen“ nach Sibirien deportiert.

Granin studierte am Leningrader Polytechnikum Elektrotechnik und arbeitete anschließend als Ingenieur in Leningrad. Im Zweiten Weltkrieg kämpfte er u.a. an der Leningrader Front und in Ostpreußen. 1942 wurde er Mitglied der KPdSU.

Seine erste literarische Veröffentlichung erschien 1949 in der Literaturzeitschrift „Zvezda“ (Stern). Ab 1954 bekleidete er wichtige Funktionen im Schriftstellerverband der UdSSR und beteiligte sich 1989 an der Gründung des sowjetischen PEN-Zentrums. Unter den sowjetischen Autoren wird Granin zu den wichtigsten Befürwortern von Gorbatschows Politik von *Glasnost* und *Perestrojka* gerechnet.

Daniil Granin hat viele Auszeichnungen und Preise erhalten, darunter auch deutsche. Er wirkte in verschiedenen politischen Gremien – als Abgeordneter im Lensovet und Obersten Sowjet, unter Gorbatschow als Volksdeputierter, unter Jelzin als Mitglied des Präsidialrates.

1990 war Granin Mitglied einer Delegation von Schriftstellern aus Russland, die sich vom 3.–18. Mai 1990 mit deutschen Autoren zum Deutsch-Sowjetischen Literatursymposium im Tagungshaus Weingarten der Akademie der Diözese Rotten-

burg-Stuttgart trafen. An dieser Symposion nahm auch der im Herbst desselben Jahres ermordete Aleksandr Men teil. 1991 entstand Granins Buch „Die verlorene Barmherzigkeit“* ebenfalls in Weingarten. Grundlage war der 1987 erschienene Artikel *Miloserdje*, „Barmherzigkeit“, der in Russland großes Aufsehen erregt hatte, eine soziale Bewegung auslöste und mit zur Gründung eines privat initiierten Sozialwerks beitrug. Als entschiedener Anwalt des Gedankens der „Barmherzigkeit“ sitzt Granin heute als Vizepräsident der Lichatschow-Charity-Foundation vor. Daniil Granin lebt und arbeitet in St. Petersburg.

(Quellen: Munzinger-Archiv GmbH; Friedrich Hitzer)

* Daniil Granin, Die verlorene Barmherzigkeit. Eine russische Erfahrung. Freiburg i. Br. u.a.; 1993.

Bibliografie

- 1949 Variante B. Erzählung
- 1954 Bahnbrecher. Roman
- 1956 Die eigene Meinung. Erzählung
- 1963 Dem Gewitter entgegen. Roman
- 1968 Der Eherne Reiter. Essay über Puschkina
- 1970 Unser Bataillonskommandeur.
Der Platz für das Denkmal. Novelle
- 1971 Mozart und Salieri. Essay über Puschkina
- 1971 Der Gelehrte und der Kaiser
- 1973 Garten der Steine. Reisebilder.
Nachwort von Leonhard Kossuth;
enthält:

- Ausflug in den Dom (1961)
- Die Stadt im Harz (1961)
- Ein unerwarteter Morgen (1961)
- Place Pigalle (1961)
- Vier Wochen mit den Beinen nach oben (1966)
- Anmerkungen zum Reiseführer (1967)
- Die Schöne Uta (1967)
- Die Grabstätte Bachs (1969)
- Schauen und Sehen (1969)
- Die Kirche von Auvers (1969)
- Über ganz was anderes (1969)
- Garten der Steine (1971)
- Der Fischmarkt (1971)

1977 Der Namensvetter

1978 Zwei Gesichter. Essay über Puschkin

1981 Das Gemälde. Roman

1981 Leningrad

1984 Das Blockadebuch (mit Ales Adamowitsch)

1986 Die Spur ist sichtbar noch

1988 Der Genetiker. Das Leben des Nikolai Timofejew-Ressowski, genannt Ur. Roman

1991 Der Russe und der Deutsche
(in: Reden über Deutschland, München)

1991 Unser werter Roman Awdejewitsch. Novelle

1993 Die verlorene Barmherzigkeit.
Eine russische Erfahrung (Freiburg)

1994 Flucht nach Russland. Roman

1997 Das Jahrhundert der Angst. Erinnerungen

2000 Peter der Große. Ein Roman über Russlands
Glanz und Elend

(Zusammengestellt von Friedrich Hitzer. Wo nicht anders vermerkt, erschienen Daniil A. Granins Titel in deutscher Übersetzung beim Verlag Volk & Welt, Berlin.)

Friedrich Hitzer

Biografische und bibliografische Hinweise

Friedrich Hitzer wurde am 9. Januar 1935 in Ulm geboren. Er studierte in den USA, in der UdSSR und in der Bundesrepublik Deutschland Amerikanistik, Germanistik, Osteuropäische Geschichte und Russistik. Die Jahre, die er in den USA und in der Sowjetunion verbracht hat, prägten entscheidend seinen weiteren Lebensweg: Seit 1964 arbeitet er als freier Autor, Übersetzer aus dem Russischen und Redakteur, von 1965–1987 war er Mitherausgeber der Zeitschrift „kürbiskern“. Er engagiert sich als Kulturvermittler und lebt heute in Wolfratshausen bei München.

Bibliografie (Werke seit 1985 in Auswahl)

- 1985 Vom Ende und vom Anfang des Zweiten Weltkrieges. Endsieg, Todesmarsch, Widerstand, Hitler-Stalin-Pakt. Wolfratshausen
- 1985 Aus Alten Schulheften. 1941–1951. Frankfurt
- 1986 Die Brücke von San Fernando. Drama für die Münchner Kammerspiele
- 1987 Zeitzeichen aus der Ferne. Glasnost in der Sowjetunion. Hamburg
- 1988 Anton Graf Arco. Das Attentat auf Kurt Eisner und die Schüsse im Landtag. München
- 1989 Die Große Unordnung. Glasnost und die Deutschen. Hamburg
- 1995 Lebwohl Tatjana. Roman. Zürich

- 1996 Was geschieht mit Russland? Mit Vadim Belotserkovsky. Bergisch-Gladbach
- 1996 Ich wurde vor fünftausend Jahren geboren. Mit Lekim Ibragim. Zürich
- 1997/ Briza. Ein Denkmal zum Todesmarsch. Wolfrats-
2001 hausen und München
- 2003 Pax Americana oder Pax Mundi. Am Beispiel Irak. Dresden
- 2003 Die Zukunft ist nicht fixierbar ... Plus-Summen-Spiel mit Alexander Jakowlew – zum 80. Geburtstag. Kongress der Intelligenzija, Moskau
- 2004 Deutsche Eliten und Russlands Intelligenzija. Gespaltene Deutungshoheiten, in: MUT, März

Übersetzungen:

Neben den Briefen Dostojewskis (Dostojewski, F.M., Gesammelte Briefe. Herausgabe, Übersetzung, Nachwort, Glossar, München 1966) übersetzte Friedrich Hitzer eine Vielzahl an Büchern von Tschingis Aitmatow, Michail Schatrow, Nikolai Schmeljow, Alexander Galin, Daniil Granin, Alexander Kostinskij, Mughtar Schachanow und Alexander Jakowlew.

Der Aleksandr-Men-Preis seit 1995

Der Aleksandr-Men-Preis erinnert an den am 9. September 1990 unter bis heute ungeklärten Umständen ermordeten russisch-orthodoxen Erzpriester Aleksandr Men.

Er wird jährlich an eine Person oder Gruppe oder Institution verliehen, die sich um die interkulturelle Vermittlung zwischen Russland und Deutschland im Interesse des friedlichen und humanen Aufbaus des Europäischen Hauses verdient gemacht hat.

Er wird gemeinsam getragen von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart/Weingarten, der Allrussischen Bibliothek für Ausländische Literatur, Moskau (in Verbindung mit dem Kreis der Freunde von Aleksandr Men), der Europäischen Akademie für Zivilgesellschaft, Moskau, dem Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde der Universität Tübingen, dem Lehrstuhl für Slavische Philologie/Literaturwissenschaft am Slavischen Seminar der Universität Tübingen und der Zeitschrift für Ausländische Literatur, Moskau.

Die bisherigen Preisträger und ihre Laudatoren
Dokumentationen der Preisverleihung

1995 Dr. Kathinka Dittrich van Weringh, Kulturdezernentin,
Köln

Laudator am 14. Juni in Weingarten: Dr. Vladimir
Skorodenko, Bibliothek für Ausländische Literatur,
Moskau

Chronik '95, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.
Stuttgart 1996, S. 223–232.

- 1996 Lew Kopelew (†)
 Laudator am 1. Juli in Stuttgart: Fritz Pleitgen,
 Intendant des WDR Köln
 Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1996 an Lew Kopelew.
 Für die Ökumene der Kulturschaffenden (Kleine Hohenheimer
 Reihe; Bd. 30). Stuttgart 1997.
- 1997 Prof. Dr. Wolfgang Kasack (†), Slawist, Köln
 Laudator am 22. Juli in Stuttgart: Friedrich Ruth,
 Botschafter a. D.
 Schicksalhafte Begegnungen. Verleihung des Aleksandr-Men-
 Preises 1997 an Wolfgang Kasack (Kleine Hohenheimer Reihe;
 Bd. 33). Stuttgart 1998.
- 1998 Tschingis Aitmatow, Schriftsteller, Kirgisien, Botschaf-
 ter seines Landes in Brüssel
 Laudator am 25. Juni in Stuttgart: Friedrich Hitzer,
 Schriftsteller
 Koexistenz der Zivilisationen. Verleihung des Aleksandr-Men-
 Preises 1998 an Tschingis Aitmatov (Kleine Hohenheimer
 Reihe; Bd. 35). Stuttgart 1999.
- 1999 Gerd Ruge, Schriftsteller und Journalist
 Laudator am 22. Juni in Stuttgart: Dr. Otto Graf
 Lambsdorff, Bundesminister a. D.
 „... einen Dialog beginnen“. Verleihung des Aleksandr-Men-Prei-
 ses 1999 an Gerd Ruge (Kleine Hohenheimer Reihe; Bd. 42).
 Stuttgart 2000.
- 2000 Michail S. Gorbatschow, Staatspräsident a. D.
 Laudator am 30. Juni in Stuttgart: Dr. h. c. Hans-
 Dietrich Genscher, Bundesminister a. D.
 Ein Baumeister des „Hauses Europa“. Verleihung des Alek-
 sandr-Men-Preises 2000 an Michail S. Gorbatschow (Kleine
 Hohenheimer Reihe; Bd. 43). Stuttgart 2001.

- 2001 Dr. Otto Graf Lambsdorff, Bundesminister a. D.
Laudator am 21. November in Moskau: Dirk Sager,
Leiter des Moskauer Büros des ZDF
Chronik 2001, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart.
Stuttgart 2002, S. 176–181.
- 2002 Prof. Anatoli I. Pristawkin, Schriftsteller und Berater
des Präsidenten der Russischen Föderation
Laudator am 3. Dezember in Stuttgart: Thomas
Reschke, Literatur-Übersetzer
Der Wiedergeburt und dem Aufbau verschrieben. Verleihung
des Aleksandr-Men-Preises 2002 an Anatoli I. Pristawkin
(Kleine Hohenheimer Reihe; Bd. 45). Stuttgart 2003.
- 2003 Dr. Alexander Steininger, Publizist
Laudatorin am 29. März in Moskau:
Prof. Dr. Rita Süßmuth, Präsidentin des Deutschen
Bundestags a. D., Präsidentin der Deutschen Gesell-
schaft für Osteuropakunde e.V.
Osteuropa 54 (4/2004) S. 93–110.
- 2004 Daniil A. Granin, Schriftsteller
Laudator am 22. November in Stuttgart: Friedrich
Hitzer, Schriftsteller und Übersetzer
Das Böse ist relativ, das Gute absolut. Verleihung des Alek-
sandr-Men-Preises 2004 an Daniil A. Granin (Kleine Hohen-
heimer Reihe; Bd. 47). Stuttgart 2005.

Daniil A. Granin

Die Weinrebe

Weingarten. Eine kleine Stadt in Süddeutschland. Mit rund siebenundzwanzigtausend Einwohnern. Ein gemütlicher Ort, der außer dem Liebreiz der Knusperhäuschen, die uns von alten deutschen Städten vertraut sind, seinen eigenen Charme besitzt – die hügelige Umgebung, die bewaldeten Berge ringsum und ein romantischer Bach. Nirgendwo wird das menschliche Maß gestört; es gibt keine Wohnsilos, und der Hauptverkehr ist auf eine Umgehungsstraße verlagert. Auf der einzigen, alles beherrschenden Höhe liegt die Basilika. Der Dom erhebt sich über die Stadt und ihr Umfeld. Eine mächtige Kathedrale, und ihre drei Kuppeln sind von überallher zu sehen. An diesen Dom rainen das Kloster und die Katholische Akademie an, wo ich drei Wochen verbrachte. Ich lebte wie in einer Klausur, abgeschieden von der tobenden Politik, von eigener und fremder Hast, von Zeitungen und Menschen, ja von mir selbst.

Zwei, mitunter auch drei Mal am Tag hörte ich den Klang der Glocken. Danach kehrte Stille in den Klostergarten zurück.

Die Kathedrale ist riesig, für das Städtchen fast zu groß. Aber samstags und sonntags war sie bis auf den letzten Platz besetzt. Vor dem Dom parkten die Autos in dicht gedrängten Reihen. Der Gottesdienst drang bis zu meiner Klausur. Ein Gesang, der gerade noch zu hören war, Orgeltöne, die brausten, und die Empfindungen der Gebetspausen. All das machte auf mich – ich bin kein Kirchenmensch – einen starken Eindruck. Der Hall in den Gängen der Akademie, die seltenen und lautlosen Figuren der Mönche, die Kruzifixe.

Das Innere des Domes bot ein Musterbeispiel des Hochbarocks, der nicht durch Prunk zerfällt. Und die Kathedrale war seit jeher berühmt für ihre Orgel – die größte und beste im

Süden, wie die Mönche glaubten. Ich habe sie oft gehört. Während des Spiels vereinigte sich die Luftmasse des Doms zu einem Ganzen, setzte sich in Bewegung und vibrierte. Ich vernahm die Musik nicht nur mit Ohren, ich verspürte die Klangwoge mit Haut und Haar. Die Musik durchdrang den Körper und erzeugte rein physisch eine Wahrnehmung, die der in Konzertsälen nicht gleicht. Außerdem war die Orgel dieser Basilika machtvoll, ja eine der gewaltigsten schlechthin. Ich weiß nicht genau, wie die Kapazität einer Orgel gemessen wird, glaube aber sicher, nicht nur nach der Zahl der Dezibel.

Die Orgel ist zweifellos die Königin unter den Instrumenten. Alle Instrumente erklingen in ihr. Das Klavier, Violinen und Flöten. Die Orgel steht irgendwo oben. Im Rücken der Betenden. Ihre Töne fließen herab, so dass der Ausdruck „aus himmlischen Sphären“ ganz und gar zutrifft. Ich kam in den Dom wegen der Orgel. Die Gebetsworte in der fremden Sprache erreichten mich nicht, aber die Musik brauchte keine Übersetzung. Glücklicherweise, wer musiziert, nichts vereint die Menschen so wie diese Kunst.

Der Organist gab einmal ein Konzert und spielte Werke alter Komponisten für ein paar Zuhörer. Es kamen einige Mönche dazu. Und meine Bekannten von der Akademieleitung. Wir nahmen in der Mitte des Domes Platz, wo die Akustik am besten ist. Ich wandte mich einige Male um, versuchte den Organisten zu erspähen und konnte aber niemanden erkennen. Die langen Orgelpfeifen glänzten, alles verharrte da oben regungslos, aber die Musik erschallte, flog hoch zum steinernen Gewölbe, erstarb dort entkräftet, fiel herab und breitete sich vor der Kreuzigung aus.

Niemand klatschte Beifall, wir waren ja nicht im Konzertsaal. Die Musik ertönte gleichsam nicht für uns, wir waren einfach anwesend. Bei einer musikalischen Opfergabe. Ich hörte und dachte mir, das Unglück unserer Generationen lag nicht so sehr daran, dass wir nicht an Gott glaubten – jeder Mensch hat

ein Recht auf Unglauben –, sondern an dem Umstand, dass wir uns nicht vorstellen, wie man an Gott glauben kann.

Nach dem Konzert lud uns der Organist zu sich nach oben. Wir stiegen die knarrenden, ausgetretenen Stufen einer Holzterrasse hoch. Sie wand sich höher und höher, bis wir schließlich im Heiligtum anlangten – am Arbeitsplatz des Organisten. Vor ihm der schöne Glanz polierten Nussholzes. Die geschnitzten Notengestelle, die Intarsien und Ornamente – alles wie neu. Hebel aus Elfenbein, so blütenweiß, als sei es soeben erst geschnitzt worden. Ein Fußboden ohne Schmutzflecken, und das Paneel schimmert in intensivem Schokoladebraun. Neben an ragen die metallenen Orgelpfeifen empor; riesige, dicke Bündel, dann dünnere und nochmals dünnere, bis zu winzigsten. Auf dem Elfenbein der Register sind Namen eingetragen: „Nachtigall“, „Kuckuck“, „Flöte“. Die Orgel kann Stimmen der Tierwelt, Menschenstimmen und alle Instrumente nachmachen. Das Murmeln eines Baches, das Rauschen der Blätter und den Klang der Glocken. Dieses eine Instrument birgt gleichsam alle bekannten Töne in sich.

„Nicht nur die von heute“, sagte der Organist vielversprechend und geheimnisvoll, während er ein Register zog. Es setzte ein ganz ferner, rhythmischer Ton einer Maschine ein, nein, das war kein Klang, eher ein Keuchen und Pusten, und er schwoll allmählich an. Man musste nur die Augen schließen und hatte die Illusion von einem herannahenden Dampfer.

„Die Orgel wurde 1750 gebaut, ein halbes Jahrhundert vor dem Dampfer“, sagte der Organist triumphierend, als wollte er der Orgel prophetische Gaben unterstellen.

Es war erstaunlich mit anzusehen, wie leicht diese machtvolle Anlage, diese gigantische Musikkombi den Händen des Organisten gehorchte. Wie sie zwitscherte und pff, wie ein Glöckchen bimmelte, wie eine Klarinette ausgelassen tönte und wie eine Kanonade donnerte, wie sie etwas flüsterte und mit einer Kinderstimme sang. Die Orgel wurde zu einem

beseelten Wesen – in ihr war die Vielfalt der Natur, ein unabhängiges Wesen, als ob der Organist nur Mechaniker sei und die darin verborgene Musik lediglich freiließe.

Sechstausendsechshundertsechundsechzig Pfeifen sangen, riefen einander zu, stöhnten und schluchzten, lachten und beteten zum Ruhm des Allmächtigen. Die vier Sechser sind keine zufälligen Zahlen – sie wiederholen die sechs Tage der Schöpfung.

Ich stieg einige Treppchen weiter und setzte mich auf den Arbeitsplatz des Organisten. Von hier aus waren weder die Bänke noch die Betenden unten zu sehen. Der Organist sitzt hier mit dem Gesicht zum Saal, und doch sieht ihn keiner, so wie auch er niemanden sieht, nicht einmal die Priester. Der Organist kann nur den heiligen Thron, das Auge Gottes, die Deckengemälde und die Kuppel sehen. Er ist hier ganz allein mit Gott. Er weiß nicht, wer dort unten sitzt. Sitzen dort Menschen und hören zu, so spielt er nicht für sie, er trägt seine Musik vor wie ein Gebet, indem er den Herrn rühmt.

Der Organist spielt auf dieser Orgel schon siebenunddreißig Jahre. Die Betenden sehen ihn nicht und kennen ihn kaum von Angesicht. Die Orgel ist nicht von ungefähr das einzige Musikinstrument, von dem gesagt wird: „Lasst uns die Orgel hören!“ Nicht den Organisten, sondern die Orgel. Die Persönlichkeit des Interpreten hat hier scheinbar nichts zu bedeuten. Das ist anders als beim Klavier, bei Violine, Gitarre oder Violoncello, bei denen die Person, die spielt, die Hauptsache ist. In Weingarten hören alle diese Orgel, auf die sie stolz sind, doch den Organisten auf der Straße erkennt man nicht.

In der Höhe hinter dem Organisten hingen metallene Glocken, die zu einer Weintraube zusammengefügt waren. Ich betrachtete sie, begab mich direkt zur Wand und erkannte ganz zufällig über dem steinernen Sims eine Weinrebe, grüne Zweige und breite Blätter. Ausgemeißelt aus grünlichem Stein wuchs die Rebe aus der Glockentraube und verschwand in einer

Spalte zwischen Mauer und Säule. Ich zeigte dem Organisten, worauf ich blickte, er war selbst erstaunt und erinnerte sich: Er hatte schon seit längerem nicht mehr hierher geschaut. Wer außer ihm konnte sich an diesem erlesenen Stück Arbeit ergötzen? Fast niemand.

Der Erbauer der Orgel ist bekannt – Josef Gabler, Schöpfer vieler großartiger Orgeln Süddeutschlands, doch die Namen der Meister – Schnitzer und Bauleute – kennt niemand. Einer von ihnen hatte sich an dieser grünen Rebe versucht. Aus irgendeinem Grund hat er sie geschaffen. Entgegen allen Plänen und Terminen.

Unsere heutige Psychologie von Autorschaft kann den Sinn solch einer Arbeit nicht fassen. Hier geht es nicht nur um Anonymität und freiwillige Namenlosigkeit, sondern um Unsichtbarkeit und absichtliche Verborgtheit. Nicht um des Zuschauers willen, nicht ums Ansehen des Künstlers und für den menschlichen Genuss war diese Rebe geschaffen worden, sondern für das Auge Gottes. Das ist das Gebet eines Schaffenden für den Schöpfer, die Gabe eines Meisters und seine Dankbarkeit, frei von Ruhmsucht und Ehrgeiz; selbstlos und rein rühmt er den Allmächtigen.

Nur der Herrgott hat seine Arbeit gesehen. In jedem Fall konnte er diese verborgene Meisterschaft erblicken. Wie die Ornamente aus Stein auf der Kuppe des Doms, auf den Türmen. Wie viele solcher versteckten Gaben verbergen sich in der Basilika von Weingarten, im Kölner Dom oder in anderen alten Kirchen?!

Ereignet sich derartiges im Leben moderner Künstler?

Ist die Zeit unwiderruflich vergangen, in der ein Künstler den Wunsch hatte, nicht für Ruhm und Geld, ja nicht einmal für sich selbst zu erschaffen, sondern ebenso schlicht – im Namen des Schöpfers dieser schönen Welt?

Es war Januar. Kälte herrschte im Dom. Hier ist es immer kalt. Die jungen Weinblätter schimmerten in der winterlichen

Sonne. Äderchen und ein feines Netz waren zu sehen – die Inspiration eines unbekanntes Künstlers – grüne, zum Himmel erhobene Handflächen.

Kirchen, Kathedralen, Pagoden, Moscheen ... Warum sind sie so schön? Was ist das Geheimnis ihrer Überlegenheit? Kultbauten gehören zu den besten Werken der Architektur. In Chartres, Paris, Moskau, Konstantinopel, Nowgorod – ihre Kathedralen sind die größte Errungenschaft der Baukunst. Nichts hat mich mehr erstaunen lassen als die Vollendung der Form und Meisterschaft von Kathedralen, von außen wie von innen. Ich denke dabei an Pagoden Chinas, an japanische Tempel, den griechischen Parthenon ... Das Beste, was jedes Volk von den vorausgegangenen Generationen ererbt hat, erschließt sich, unabhängig von der Konfession, in seinen religiösen Bauten. Jedes Mal, wenn ich die Sophienkathedrale in Nowgorod oder die Erlöserkirche an der Nerediza sehe, bin ich ergriffen und frage mich: Wie haben unsere Vorfahren solche Wunder errichten, solche Proportionen finden, diese Schlichtheit und Vollkommenheit erschaffen können?

Es gibt bedeutende Höfe, Schlösser und Parkanlagen. Unter ihnen finden sich Meisterwerke der Architektur und des baulichen Könnens. Aber ich glaube, dass nur in Tempeln das Gefühl des Staunens und der Ehrfurcht aufkommt. All diesen Bauten, die zum Ruhm Allahs, Buddhas oder Christi errichtet worden sind, wohnt ein bestimmtes Geheimnis inne. Wie auch die Historiker diese Frage beantwortet haben, die Erklärungen bleiben unvollständig – so begründet und wissenschaftlich erforscht sie auch ausfallen mögen –, wenn man die Begeisterung der Baumeister vor dem Geheimnis des Lebens, vor dem eigenen und dem der Umwelt, außer Acht lässt. Die Daseinsharmonie war damals frischer. Sie brachte die Dankbarkeit hervor, ja die Ekstase vor dem, der all dies geschaffen hatte. Und sie ließen einen danach dürsten, sich zu verewigen.

Und meinen Stab will ich hier loben
Und den armen Beutel mein.
Die Steppe von dem einen End zum andern
Im Licht der Sonne, in dunkler Nacht auch sein.

Die Schönheit der Welt wurde ganzheitlich wahrgenommen.
Als das Geheimnis des Geschaffenen. Die Begeisterung inspi-
rierte mehr als Geld, Ruhm und sonstige weltliche Güter ...
Das Gefühl für diese Begeisterung sucht heute den Menschen,
der vom Universalen abgeschnitten ist, immer seltener auf.
Die Natur wurde zur Biosphäre, das heißt zu einem Produkt,
um dessen Reinheit sich die Ökologen kümmern.
Anscheinend ist das alte Gefühl abhanden gekommen. Wer
braucht schon solch eine Weinrebe? Warum so etwas anfertigen?
Einfach so. In der Trennmauer eines Domes. Ist ja nicht
zum Verkaufen oder um Lob einzuheimsen.

Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer.

„Die Weinrebe“ ist der erste Teil einiger Essays, die der Schriftsteller Daniil Granin über seine Reisen und Studien in Deutschland 1991 schrieb. Sie wurde erstmals veröffentlicht in der renommierten Moskauer Monatszeitschrift „Snamja“, Heft 2 (1992) unter dem Gesamttitel „Das hat man uns nicht beigebracht“.

Deutsche Veröffentlichungen in: Chronik '92, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 1993, S. 153–155, und in: Im Oberland, 1 (1994), S. 38–41.

In der „Kleinen Hohenheimer Reihe“ sind bisher erschienen:

- 1 Harry Pross: „Und wir, die nie Zufriedenen ...“
Kurt Tucholsky und die Indolenz – zu seinem 50. Todestag am
21. Dezember 1985
Stuttgart 1986. 28 Seiten – vergriffen
- 2 Liselotte Funcke: Plädoyer für eine humane und
gerechte Ausländerpolitik
Stuttgart 1987. 46 Seiten – ISBN 3-926297-03-4
- 3 Magda Motté: Im Dunklen loben
Religiöse Aspekte in der Literatur, im Theater und im
Film der Gegenwart
Stuttgart 1987. 38 Seiten – ISBN 3-926297-04-2
- 4 Georges Enderle: Wirtschaftsethik im Werden
Ansätze und Problembereiche der Wirtschaftsethik im Überblick
Stuttgart 1988. 102 Seiten – vergriffen
- 5 Alfons Auer: Gestaltwandel des Katholizismus
Stuttgart 1988. 67 Seiten – vergriffen
- 6 Klaus Bannach: Visionen von Gericht und Endzeit
Zur Aktualität des apokalyptischen Denkens
Stuttgart 1988. 43 Seiten – ISBN 3-926297-12-3
- 7 Emil Wachter: Tuschezeichnungen
Mit einem Essay von Christian Schneider: Improvisationen
über Schwarz und Weiß
Stuttgart 1988. 57 Seiten – ISBN 3-926297-13-1
- 8 Josef Nolte: Die Kunst, nein zu sagen
Elemente einer Widerstandsethik bei Thomas Morus
Stuttgart 1989. 41 Seiten – ISBN 3-926297-14-X – vergriffen
- 9 Eckhard Nordhofen: Kult und Kultur kommunizieren
Religion zwischen Kult und Theologie
Stuttgart 1989. 35 Seiten – vergriffen
- 10 Juan Peter Miranda: Gott sah, daß alles gut war
Schöpfungsglaube auf dem Prüfstand
Stuttgart 1989. 48 Seiten – vergriffen

- 11 Manfred Hoffmann: Glaube und Frömmigkeit bei
Erasmus von Rotterdam
Stuttgart 1989. 36 Seiten – ISBN 3-926297-19-0
- 12 Gerhard Langenfeld: Zeichnungen
Stuttgart 1990. 59 Seiten – ISBN 3-926297-25-5
- 13 Volker Rittberger/Michael Zürn: Forschung für neue Friedensregeln
Rückblick auf zwei Jahrzehnte Friedensforschung
Stuttgart 1990. 87 Seiten – ISBN 3-926297-26-3
- 14 Eckhard Nordhofen: Der Fromme hat kein Bild
Ikonoklasmus und Negative Theologie
Stuttgart 1990. 29 Seiten – ISBN 3-926297-28-X
- 15 Friedemann Hahn: Wandlungen
Mit einem Essay von August Heuser: Bilder zu Christus und van Gogh
Stuttgart 1990. 62 Seiten – ISBN 3-926297-30-1
- 16 Janet Brooks-Gerloff: Leben vor Augen
Friedrich Münch: Erfaßte Momente
Stuttgart 1991. 70 Seiten – ISBN 3-926297-32-8
- 17 Josef Bücheler: Zeichnungen
Mit einem Essay von August Heuser: Zeichnen in der dritten Dimension
Stuttgart 1992. 61 Seiten – ISBN 3-926297-36-0
- 18 Josef Simon/Francis Jacques: Dialog als Bedingung der
differenzierten Gesellschaft
Stuttgart 1992. 58 Seiten – ISBN 3-926297-39-5
- 19 Heiner Geißler/Manfred Rommel: Plädoyers für eine
multikulturelle Gesellschaft
Stuttgart 1992. 46 Seiten – ISBN 3-926297-40-9
- 20 Werner Stegmaier: Wirtschaftsethik als Dialog und Diskurs
Stuttgart 1992. 91 Seiten – ISBN 3-926297-41-7
- 21 Winfried Kretschmann/Wolfgang Göbel: Kritik der Moderne
Aus einem Studientag mit den GRÜNEN
Stuttgart 1992. 45 Seiten – ISBN 3-926297-42-5
- 22 Konrad Ott: Das Wechselspiel von Architektur und Theologie
Stuttgart 1992. 68 Seiten – ISBN 3-926297-44-1
- 23 „Gemeinsame Arbeit in brüderlicher Liebe“
Hugo und Karl Rahner
Dokumente und Würdigung ihrer Weggemeinschaft
Hrsg.: Karl H. Neufeld/Abraham Peter Kustermann
Stuttgart 1993. 86 Seiten – ISBN 3-926297-48-4

- 24 Karl Homann: Moral in den Funktionszusammenhängen der modernen Wirtschaft
Zwei Beiträge zur Wirtschaftsethik unter Wettbewerbsbedingungen
Stuttgart 1993. 57 Seiten – ISBN 3-926297-49-2
- 25 Juden und Christen im Dialog
Pinchas Lapide zum 70. Geburtstag
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1993. 48 Seiten – ISBN 3-926297-52-2
- 26 Günter de Bruyn: Irritation und Verstehen
Wahrnehmungen im vereinigten Deutschland
Stuttgart 1995. 36 Seiten – ISBN 3-926297-56-5
- 27 Joseph Bernhart (1881–1969)
Zwei Reden über Wissen, Bildung und Akademiegedanken
Deutungen zu Leben, Werk und Wirkung
Hrsg.: Manfred Weitlauff/Abraham Peter Kustermann
Stuttgart 1995. 180 Seiten – ISBN 3-926297-57-3
- 28 Walter Zahner: Schein-Ehe?! Braucht die Kirche wirklich die Künste?
Vortrag anlässlich der Finissage zur Ausstellung von Raphael Seitz
in Stuttgart-Hohenheim am 5. Oktober 1995
Stuttgart 1996. 48 Seiten – ISBN 3-926297-59-X
- 29 Werner Hofmann: Über das Religiöse in der „Modernen Kunst“
Vortrag beim Aschermittwoch der Künstler am 21. Februar 1996
in Stuttgart-Hohenheim
Stuttgart 1996. 42 Seiten – ISBN 3-926297-60-3
- 30 Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1996 an Lew Kopelew
Für die Ökumene der Kulturschaffenden
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1997. 80 Seiten – ISBN 3-926297-64-6
- 31 Hans-Dieter Mutschler/Heinz-Hermann Peitz: Die Welt als Gleichnis
oder Gleichung?
Galileis Programm und die Sinnfrage
Stuttgart 1997. 54 Seiten – ISBN 3-926297-65-4
- 32 Otto Herbert Hajek zum 70. Geburtstag
Hrsg.: Gebhard Fürst/Michael Kessler/Wolfgang Urban
Stuttgart 1998. 80 Seiten – ISBN 3-926297-69-7
- 33 Schicksalhafte Begegnungen
Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1997 an Wolfgang Kasack
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1998. 70 Seiten – ISBN 3-926297-70-0

- 34 Was ist das – Kunst? Ein interdisziplinäres Symposium
Kriterien – Positionen – Zusammenhänge
Hrsg.: Justinus Maria Calleen
Stuttgart 1998. 184 Seiten – ISBN 3-926297-71-9
- 35 Koexistenz der Zivilisationen
Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1998 an Tschingis Aitmatov
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1999. 84 Seiten – ISBN 3-926297-75-1
- 36 Wilhelm Maas: Hölle – Abgrund der Existenz?
Hölle und Höllenabstieg in der modernen Literatur und Malerei
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 1999. 40 Seiten – ISBN 3-926297-74-3
- 37 Von Korczak lernen, heißt ...
Zwei Aufsätze zur Korczak-Pädagogik
Hrsg.: Rainer Öhlschläger
Stuttgart 1999. 79 Seiten – ISBN 3-926297-72-7
- 38 Mysterium oder Spekulation?! Gibt es eine „(un-)christliche“ Kunst?
Ein interdisziplinäres Symposium
Hrsg.: Justinus Maria Calleen
Stuttgart 1999. 172 Seiten – ISBN 3-926297-76-X
- 39 Der (Kunst-)Dialog als Ernstfall:
Mit-einander reden heißt auch mit-einander streiten können
Stuttgart 1999. 60 Seiten – ISBN 3-926297-77-8
- 40 Regine Kather: Gotteshauch oder künstliche Seele
Der Geist im Blick verschiedener Disziplinen
Hrsg.: Heinz-Hermann Peitz
Stuttgart 2000. 104 Seiten – ISBN 3-926297-78-6
- 41 Karl-Heinz Meier-Braun/Dieter Oberndörfer: Deutschland ein
Einwanderungsland?
Demographische Perspektiven und politische Konsequenzen
Stuttgart 2000. 56 Seiten – ISBN 3-926297-79-4
- 42 „... einen Dialog beginnen“
Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 1999 an Gerd Ruge
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 2000. 56 Seiten – ISBN 3-926297-80-8
- 43 Ein Baumeister des „Hauses Europa“
Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 2000 an Michail S.
Gorbatschow
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 2001. 70 Seiten – ISBN 3-926297-84-0

- 44 **Kassandra die Ahnungsvolle**
Propheten des Endes – Propheten neuer Zeiten
Hrsg.: Gebhard Fürst
Stuttgart 2002. 136 Seiten – ISBN 3-926297-85-9
- 45 **Der Wiedergeburt und dem Aufbau verschrieben**
Verleihung des Aleksandr-Men-Preises 2002 an Anatoli I. Pristawkin
Hrsg.: Abraham Peter Kustermann
Stuttgart 2003. 74 Seiten – ISBN 3-926297-89-1
- 46 **Der vervielfachte Christus**
Außerirdisches Leben und christliche Heilsgeschichte
Hrsg.: Heinz-Hermann Peitz
Stuttgart 2004. 112 Seiten – ISBN 3-926297-92-1

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-926297-95-6

© Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart 2005
Druck: Grafik Druck GmbH, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Dieter Groß, Stuttgart

Auslieferung durch:
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
– Geschäftsstelle –
Im Schellenkönig 61
70184 Stuttgart

